Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 12 — Leipzig, den 23. März — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Bekehrt — Gott am Kreuz — Zum Hundertjahrgedächtnis eines berühmten Buches. Schleiermachers Reden über die Religion. Erste Hälfte — Thomas von Aquinos wirtschaftliche Anschauungen — Stimmen der Väter: Lavater — Heinrich Hansjakob. Erste Hälfte — Eine Aufgabe des Evangelischen Bundes — Crucifixus — Verschiedenes: Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen; Evangelische Arbeit wider Rom; Die Rede des Abgeordneten Paasche im Reichstag; Die internationale Adressen-Verlagsanstalt C. Herm. Serbe; Nach Kiautschou — Quittung — Probenummer — Nummern gesucht — Anzeigen

Bekehrt

Neulich wurde durch die Zeitungen ein „bekehrter Hilfsprediger" gesucht. Als wir daran Anstoß nahmen und diesem Gefühl öffentlich Ausdruck gaben (in Nr. 9), bekamen wir zur Antwort, ob denn nicht ein bekehrter Prediger eine Sache wäre, die des Suchens wert sei. Ganz gewiß. Es ist ein kostbares Ding um einen bekehrten Menschen. Umgekehrt von dem eitlen Wege seiner natürlichen Art, hingekehrt auf den Weg eines neuen Lebens und einer neuen Gerechtigkeit, Gottes heilige Liebe im Herzen, dies alles dank Jesus und seiner erfahrnen Erlösung: Höheres, Heiligeres, Beseligenderes giebt es nicht für das staubgeborne Menschenkind, das ist unsre christliche Ueberzeugung. Aber wie zart, wie innerlich, wie geistig ist dieses Höchste! Und darum so gar nicht geeignet, gesucht zu werden wie eine Marktware. Wo es aber dennoch geschieht, da ist aller Heuchelei, allem Betrug und Selbstbetrug Thür und Thor geöffnet.

Wenn einmal eine Geschichte der christlichen Worte geschrieben sein wird, dann wird offenbar werden, wie die schönsten Namen, Bezeichnungen und Aussagen ihren Wert und Inhalt verloren haben, sobald man aufhörte, sie mit Zartheit und Takt anzuwenden. „Fromm," „gläubig," „bekehrt" — durch wen sind diese Worte heruntergekommen? Immer durch die, die sich so nannten. Niemals durch Spott und Hohn, Widerspruch und Verketzerung Andrer. Im Gegenteil, Namen, vom Feinde gegeben, sind zu Ehrennamen geworden, wo der Ernst ihrer Träger dahinter stand: „Lutheraner," „Protestanten," „Christen." Wie sagt der Apostel Röm. 14, 16? „Schaffet, daß euer Schatz nicht verlästert werde." R

Gott am Kreuz

Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat. 1. Joh. 3, 16.

Gott unser Vater! Das ist im Grunde die ganze Religion Jesu, der eigentliche Inhalt des Evangeliums. Es ist ein Gedanke, so groß und schön, Niemand denkt ihn aus. Wenn wir wissen, daß der Herr der Welt unser Vater ist, was wollen wir mehr? Dann haben wir den Felsen, auf den wir unser Leben sicher aufbauen können, die feste Burg, dahin wir uns bergen können in Kampf und Not, den Schoß, in dem wir Hilfe und Trost, Mut und Kraft, Frieden und Hoffnung finden können allewege. Alles haben wir, was wir bedürfen, um frei und froh, stark und ruhig, reich und glücklich zu werden. Ist Gott unser Vater, dann wissen wir auch, daß trotz Allem, was das Gewissen belastet, Nichts uns scheiden kann von seiner Liebe.

Aber was giebt uns den Mut, nein, die Verwegenheit zu glauben, daß Gott nun wirklich unser Vater ist? Bloß deshalb, weil ein Gedanke schön und herzerhebend und beglückend ist, bloß um deswillen ist er noch nicht recht und wahr. Der Dreimalheilige, vor dem die Engel ihr Angesicht verhüllen, unser Vater! Unser Vater der Allmächtige, der der Sterne Bahnen lenkt, dessen schaffender Odem die Welt durchbraust! Unser eignes Gewissen protestirt dagegen. Jeder Blick auf uns selbst, auf die eigne Schwachheit, Verkehrtheit und Armseligkeit erhebt dagegen den stärksten Widerspruch. Wie bringen wirs nur fertig, trotz Alledem zu glauben: dort oben schlägt für uns ein Vaterherz!

„Wer mich sieht, der sieht den Vater" sagt der Herr. Großes, gewaltiges Wort aus eines Menschen Munde! Denken wir uns einmal im Kreise der Jünger stehen, während Jesus so zu ihnen spricht. Da steht er vor ihnen, ein Mensch wie sie, gleich ihnen einer der Aermsten und Geringsten im Volk, gerade wie sie gehüllt in ein dürftiges, unscheinbares Gewand. In dem armen Menschenkind da vor ihnen sollen sie die Herrlichkeit des allmächtigen, unendlichen Gottes erkennen. Und zwar jetzt sofort, nicht erst, wenn er erhöht ist in den Himmel und zur Rechten Gottes sitzt. Aber das ists gerade, worauf es ankommt. Entweder wir finden und sehen die Majestät Gottes in diesem armen, verachteten Manne, oder wir finden und sehen sie niemals und nirgends. Wir sehen ihn an, und wenn wir die rechten Augen haben, so verschwindet die arme Hülle, und wir sehen nur noch die Gnade und Wahrheit, die Liebe und Treue, von der er durchleuchtet und durchatmet ist. Ja, gerade die arme Hülle macht uns seine innere Herrlichkeit nur um so wunderbarer. Je größer seine äußere Armut ist, nur desto größer erscheint uns sein innerer Reichtum. Er hat nicht, da er sein Haupt hinlegt. Aber die Armen und Kranken, die Belasteten und Bedrückten drängen sich zu ihm und finden bei ihm Hilfe und Heilung. Wie Sonnenschein gehts von ihm aus. Es wird ihnen leicht und froh in seiner Nähe. Und auch wir spüren immer aufs neue Etwas von diesem sonnigen Licht.

Aber kann uns das wirklich genug sein, um in ihm den Ewigen und Allmächtigen zu finden? Ach, zu viel, das wäre besser gesagt, es ist noch zu viel des äußern Scheins an ihm. Er muß erst noch weiter erniedrigt, noch tiefer herabgewürdigt werden. In Fesseln und Banden müssen wir ihn erst sehn, gerichtet und verworfen von dem eignen Volk. Wir müssen erst hören, daß man einen Mörder ihm vorzieht. Das wilde, wütende Geschrei dort vor dem Richthause des Pilatus muß uns erst in die Ohren dringen. Zum gemeinsten Verbrecher muß man ihn erst stempeln. Am Galgenholze, am Marterpfahl muß er hängen, mit Schimpf und Schmach bedeckt. Dann, wenn wir überhaupt dafür ein Begriffsvermögen haben, ja dann werden wir in ihm Gott erkennen, Gott und seine ganze Herrlichkeit.

Jesus wollte der Welt nicht untreu werden, derselben Welt, die ihm das Leben sauer genug gemacht hatte, derselben Menschheit, von der er soviel Undank, Verrat, Wankelmut, Gleichgiltigkeit, Feindschaft und Haß erfahren hatte. Mit seinem Blute wollte er ihr das Evangelium versiegeln, das ihr Heil

und ihre Hoffnung war. Liebe, nichts als Liebe ist es, todesmutige Liebe, was all diese Schrecken über ihn gebracht hat. Da mag man ihn doch erniedrigen und entehren, so viel man will, nur desto höher und herrlicher erscheint er uns. Je mehr Schande und Schmach man auf ihn häuft, desto mehr segnen wir seinen Namen, desto anbetungswürdiger wird er uns, desto gewisser beugen wir unsre Kniee vor ihm. Wer uns die Liebe malen will, der soll uns nicht mehr einen Engel malen, eine lichte, schöne himmlische Gestalt mit goldnen Flügeln und lächelndem Angesicht. Nein, den Gekreuzigten soll er uns malen, das Bild voll Schmerzen, Schmach und Hohn. Das ist die Liebe in ihrer Wahrheit, in ihrer ganzen Größe, in ihrer heiligsten Schönheit, in ihrer unbesiegbaren Gotteskraft. Durchsuche die Welt nach allen ihren Richtungen, frage umher in allen Zeiten, allen Jahrhunderten, die über die Menschheit dahingegangen sind, und sage mir, ob etwas Größeres jemals auf dieser Erde geschehen ist, ob etwas Größeres überhaupt denkbar ist. Vor diesem Haupt voll Blut und Wunden stehen wir, und wer ein Herz in der Brust hat, der fühlt, daß er hier vor der Offenbarung Gottes steht. Zu diesem ohnmächtigen, zitternden, sterbenden Menschenkinde blicken wir auf, das man dem Abschaum der Menschheit gleich gemacht hat, und es überkommt uns die überwältigende Gewißheit: Es giebt einen Gott! Sein Wesen ist Liebe und Treue! Vater, Vater ist sein Name! Durch sein Blut hat Jesus uns erlöst. Denn sein Tod, sein furchtbarer Kreuzestod, sein Liebestod am Marterpfahl hat uns dessen gewiß gemacht: Gott ist die Liebe!

Dörries

Zum Hundertjahrgedächtnis eines berühmten Buches

Schleiermachers Reden über die Religion

1

Im Laufe dieses Sommers werden es hundert Jahre, seit unscheinbar und anonym ein Büchlein erschien, das doch wie ein Merkstein zwischen den vorherrschenden geistigen Richtungen des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts steht; das wie kaum ein andres epochemachend genannt zu werden verdient, und zwar mehr noch durch die Neuheit seiner Gedanken und Gesichtspunkte, als durch die auch nicht geringen Einwirkungen, die es in diesem Jahrhundert geübt hat. Von diesen Einwirkungen will ich hier nicht reden. Ich glaube auch nicht, daß sich der Einfluß des Buchs bereits erschöpft hat. Doch was ist denn von diesem selbst und den in ihm niedergelegten Bestrebungen seines Verfassers zu sagen und zu rühmen?

Die Reden über die Religion sind das Erstlingswerk Schleiermachers. Er hat es im Alter von dreißig Jahren geschrieben, in einer Periode jugendlicher Begeisterung, angeregt durch den fruchtbaren Umgang mit hochstrebenden Genossen, und voll lebendiger Anempfindung an das, worin er seine eigne Gemüts- und Geisteswelt durch die ihrige ergänzt sah. Er war kein Heißsporn und Fanatiker, dieser junge reformirte Prediger, er war nicht engherzig, nicht herrschsüchtig, nicht rechthaberisch, nicht behaftet mit diesen Standesuntugenden vieler seiner Standesgenossen, mit denen er überhaupt erst wenig persönliche Fühlung hatte. Aber er war ausgezeichnet durch gründliche und tiefe wissenschaftliche Bildung, durch den Reichtum eigentümlicher Gedanken, die Freiheit seines Blicks, die Schärfe seiner Dialektik, die Sicherheit seines Urteils und den sittlichen Mut, mit dem er seine Ueberzeugungen vertrat.

Und dieser Mann nun schrieb Reden über die Religion und richtete sie an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Wie kam er dazu, und was hatte er diesen Leuten zu sagen? Wollte er ihnen ihre Verachtung der Religion ausreden und ihnen zeigen, daß sie Unrecht thäten, solche Verachtung zu hegen? Allerdings war dies so ungefähr seine Absicht; aber wichtiger ist doch die Frage, in welcher Weise er die Religion zu retten suchte, als was er diese betrachtet wissen wollte, und was er als die schlimmste Gefahr erachtete, durch die er die Religion bedroht sah. Und nun zeigt es sich, daß nach seiner Meinung gar nicht die Verächter deren schlimmste Feinde waren, sondern

andre Leute, die sich gerade als Freunde, Gönner und Wächter der Religion ausgaben. Gegen diese, die Vertreter der hergebrachten Theologie und Philosophie, richtete Schleiermacher seine siegesgewisse Polemik. Den Verächtern aber wollte er zeigen, daß Alles, um deswillen sie die Religion verachteten, nicht dieser selbst schuld zu geben sei, sondern der Verderbnis, die jene Theologen und Philosophen seit alters über sie gebracht hatten. So, hoffte er, würde es ihm gelingen, seinen Lesern einen wirklichen Einblick in das Wesen der Religion zu geben, ihnen diese vertraut und lieb zu machen und sie selbst wohl gar als Bundesgenossen zu gewinnen, um mit ihnen zusammen eine neue Blütezeit der Religion herbeiführen zu helfen. Wer aber waren denn eigentlich diese gebildeten Verächter der Religion? Nun, Menschen wie Schleiermachers gleichaltrige Freunde, die Zugehörigen der romantischen Schule, hochsinnige und selbstbewußte Vertreter eines neuen Bildungsideals, die voller Ueberdruß an der herrschenden Aufklärung, im heißhungrigen Studium zunächst der antiken und weiterhin überhaupt der dem Zeitalter fremden Kulturen eine hervorragende Anempfindung gerade an andersartiges Menschentum erstrebten und bewiesen. Wegen dieser Fähigkeit aber, gerade fremder Eigentümlichkeit ein liebevolles Verständnis entgegenzubringen, konnte es auch keineswegs als aussichtslos erscheinen, jene gebildeten Verächter der Religion für diese erfolgreich zu interessiren. Nur mußte sie ihnen von andern Seiten gezeigt werden, als die sie an ihr bisher allein wahrzunehmen gewohnt waren.

Und solche neue Gesichtspunkte in der Betrachtung der Religion erschloß eben Schleiermacher in seinen Reden. Er eröffnet andre, tiefere Blicke in deren Wesen. Er erschaut sie nicht von außen, sondern von innen. Er vermag dies, was nach seinem Urteil so viele Andre überhaupt nicht leisten können. Denn er hat selbst Religion in dem Sinne, in dem er sie kennen lehren will. Und er hat ein sehr hohes und deutliches Bewußtsein von dieser seiner Religion. Er redet von ihr als dem mütterlichen Leib, in dessen heiligem Dunkel seine Seele gebildet worden sei, er blickt auf sie zurück als auf die treue Begleiterin und Schützerin seiner Vergangenheit. Und daß er nun von ihr zu reden gedenkt, so wie er sie seit seiner Kindheit kennt, das ist ihm nicht ein vernünftiger Entschluß, es geschieht auch nicht aus Hoffnung oder Furcht und zu irgend welchem Zweck, also aus keinem willkürlichen und zufälligen Grunde. Sondern es ist ihm ein heiliges Muß, das ihn dazu zwingt, eine „innere unwiderstehliche Notwendigkeit" seiner Natur, ein göttlicher Beruf, der ihn drängt und mit himmlischer Gewalt alle Bedenken gegen sein Unternehmen erdrückt. Wir können daher wohl sagen, Schleiermacher fühlt sich als Prophet, und nur eben dieses Bewußtsein ist auch die Legitimation für sein Auftreten als Anwalt der Religion.

Aber ist es nun auch ihrer Art nach prophetische Rede, die Schleiermacher in seinem Buche niederlegt? Will er durch eigne Begeisterung seine Leser mit sich fortreißen, um in ihrem Gemüt dieselben Stimmungen und Gedanken hervorzurufen, die das seine erfüllen? Das läßt sich doch nur mit erheblichen Einschränkungen behaupten. Gewiß liegt es ihm am Herzen, auch seinerseits in andern Menschen Religion zu erregen, indem er seine eigne Religion vor ihren Ohren ausspricht und zu diesem Zweck auch die rhetorischen Darstellungsmittel nicht verschmäht, durch die sich nach seiner Ansicht alle Mitteilung von Religion vollzieht. Dennoch ist dies nicht die eigentliche Absicht, die er verfolgt. Es ist nur Mittel zum Zweck, wenn Schleiermacher unter anderm auch religiöse Rede selbst darbietet. Im letzten Grunde sieht er es vielmehr ab auf Theorie der Religion. Aufschlüsse über deren Wesen und Leben will er geben, Regeln will er finden lehren, nach denen man ihr Dasein oder Nichtsein erkennen kann, eine umfassende Gesamterkenntnis ihres Gebiets will er erschließen. In diesem Zusammenhange also ist auch die eigentliche religiöse Rede und sind die Bekenntnisse eignen frommen Empfindens und Glaubens nur Material neben anderm Material von gleicher Art, das der zu entwickelnden Theorie als Unterlage und Objekt dient. Andrerseits freilich kann eine der Natur ihres Gegenstands gerecht werdende Theorie der Religion nur von solchen Menschen gefunden und verstanden

werden, die selbst bereits Religion besitzen. Denn „wer von ihr etwas ausspricht, muß es notwendig gehabt haben, denn er hat es nirgends gehört." Auch über Religion also kann man nur aus eigner Erfahrung sachverständig reden. So ist der Besitz von eigner subjektiver Religion der notwendige und einzige Schlüssel, der sowohl dem Religionstheoretiker selbst als auch vielleicht Andern, die seinen Darlegungen folgen, die zutreffende Erkenntnis aller Religion erschließt. Diese unumgängliche Bedingung für den Erfolg jenes Erkennens aber hindert es nicht, daß die zu besprechenden Erscheinungen zugleich mit wissenschaftlicher Nüchternheit analysirt, mit möglichster Klarheit bestimmt und begriffen und einem seiner Gründe sichern Urteil unterworfen werden.

Die im letzten Grunde wissenschaftliche Tendenz der Reden über die Religion hängt aber auch wieder damit zusammen, daß Schleiermacher gerade zu den Gebildeten unter ihren Verächtern zu reden vorhatte. Hätte er zu Seinesgleichen, d. h. zu bereits religiösen Menschen sprechen wollen, er hätte, wie sich aus der vierten Rede ergiebt, zu ganz andern Tönen gegriffen und sicherlich von religionswissenschaftlichen Dingen kein Wort geredet. Und hätte er die große Menge der Rohen und Ungebildeten vor sich gehabt, so hätte er gesucht, ihr ganzes Wesen zu durchgraben, „bis der Punkt getroffen wird, wo dieser heilige Instinkt verborgen liegt," er hätte darnach gestrebt, „ihnen aus dem innersten Mittelpunkt ihrer engen Beschränkung eine Aussicht ins Unendliche" zu bahnen und „auf einen Augenblick ihre tierische Sinnlichkeit zum hohen Bewußtsein eines menschlichen Willens und Daseins" zu erhöhen. Auch dies gilt ihm als eine lohnende Aufgabe. Denn es ist, sagt er, ein eigner Genuß, kleinen Seelen zu dem Moment zu verhelfen und sie darin zu betrachten, in dem sie, wie im Silberblick unedle Metalle „durch die innere Annäherung eines höhern Wesens .... gleichsam aus sich herausgehoben und auf den höchsten Gipfel desjenigen gestellt" werden, was sie sein können. Aber an solche Menschen wende man sich nicht —

> wenn man den innersten Zusammenhang und den höchsten Grund jener Heiligtümer der Menschheit aufdecken will; wenn der Begriff und das Gefühl, das Gesetz und die That bis zu ihrer gemeinschaftlichen Quelle sollen verfolgt, und das Wirkliche als ewig und im Wesen der Menschheit notwendig gegründet soll dargestellt werden.... Eben das ist aber mein Endzweck mit der Religion. Nicht einzelne Empfindungen will ich aufregen, die vielleicht in ihr Gebiet gehören, nicht einzelne Vorstellungen rechtfertigen oder bestreiten; in die innersten Tiefen möchte ich euch geleiten, aus denen sie zuerst das Gemüt anspricht; zeigen möchte ich euch, aus welchen Anlagen der Menschheit sie hervorgeht, und wie sie zu dem gehört, was euch das Höchste und Teuerste ist; auf die Zinnen des Tempels möchte ich euch führen, daß ihr das ganze Heiligtum übersehen und seine innersten Geheimnisse entdecken möget.

Auf diesem Wege aber können dem Redner nur hochgebildete Menschen folgen, die fähig sind, sich über „den gemeinen Standpunkt zu erheben" und „den beschwerlichen Weg in das Innere des menschlichen Wesens nicht scheuen, um den Grund seines Thuns und Denkens zu finden." Als solche Personen denkt sich Schleiermacher eben die Gebildeten unter den Verächtern der Religion. Daher wendet er sich denn an sie, weil er ein auf der Höhe der Bildung stehendes Wissen um die Religion zu geben vorhat. Und umgekehrt ist ihm auch das klar, daß, wenn jenen Verächtern die Religion vertraut und verständlich gemacht werden soll, sie ihnen zugleich mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit und Umsicht in den Zügen vorgeführt werden muß, in denen sich ihr eigentliches Wesen dem sachverständigen Kenner enthüllt.

Otto Ritschl

Thomas von Aquinos wirtschaftliche Anschauungen

Thomas von Aquinos Stellung zum Wirtschaftsleben seiner Zeit von Max Maurenbrecher. Erstes Heft. Allgemeine Grundlagen des Wirtschaftslebens. Leipzig, J. J. Weber, 1898. 3 Mk.

Ethische Aussagen über wirtschaftliche Dinge müssen auf das wirkliche Leben der Zeit bezogen werden, in der sie entstanden sind. Sie dürfen so wenig wie andre Urteile von ihrer Grundlage getrennt werden. Es ist falsch, solche ethische Aussagen abstrakt aus ihrer geschichtlichen Umgebung herauszunehmen

und sie mit den wirtschaftlichen Verhältnissen einer ganz anders gearteten Zeit zu verbinden. Wie wenig diese uns selbstverständlichen Grundsätze befolgt werden, zeigt die Behandlung des Thomas von Aquino besonders deutlich. Katholische Theologen haben seine Sätze, die dem mittelalterlichen Wirtschaftsleben entsprangen und entsprachen, als Normen für modernes Leben gebraucht, während Protestanten ihm vorwarfen, daß ihm die Tiefe moderner evangelischer Auffassung fehle. Hüben aber wie drüben vergaß man, seine Aeußerungen aus dem Wirtschaftsleben seiner Zeit heraus zu würdigen. Wenn nun ein Nationalökonom und Theologe diese Aufgabe, die übrigens auch von der volkswirtschaftlichen Fachlitteratur versäumt wurde, zu lösen unternimmt, so muß eine solche Arbeit auch über die Kreise der Fachgenossen zweier Disziplinen hinaus Interesse wecken. Ich hebe deshalb einige Beispiele daraus hervor, um zu zeigen, wie die ethischen Urteile sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen ändern und sich ihnen anpassen.

Thomas führt seine Ansichten über wirtschaftliche Fragen in weitem Umfange auf Aristoteles zurück. Er deckt seine ethischen Aussagen vielfach mit dieser Autorität und glaubt, deren Meinungen getreu wiederzugeben. Dennoch hat er die Gedanken des Aristoteles umgebogen, ja vielfach einen andern Sinn hineingelegt, weil das Wirtschaftsleben seiner Zeit von dem, das jener vor Augen hatte, ganz verschieden war.

Für Aristoteles ist das Haus mit seiner selbstgenügsamen Wirtschaft der Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens. Zum Hause gehören normalerweise Landbesitz, Sklaven und sonstige Sachgüter wie Herden, bares Geld, Geräte. Nur der Arme, dessen Haushalt eben nicht normal ist, hat keine Sklaven. Innerhalb des Hauses vollzieht sich die Verteilung der verschiednen Arbeiten, die dem Bürger Muße und Zeit gewährt, sich den freien Künsten zu widmen. Alles, was das Haus bedarf, kann es selbst erzeugen und sollte es hervorbringen können; Abweichungen von dieser Regel sind eben Ausnahmen.

Thomas hat im dreizehnten Jahrhundert das Wirtschaftsleben des spätern Mittelalters vor Augen, das sich in Italien auf dem Grunde städtischer Kultur abspielt. Jene Selbstgenügsamkeit des Hauses ist längst verschwunden; die Menge der Gewerbe hat sich in der Stadt zu selbständiger Blüte entfaltet. Erst im Verkehr mit den verschiedensten Gewerben und Berufen vermag sich jeder Haushalt mit allem Notwendigen zu versorgen; ohne diesen Verkehr kann er nicht sein. Nicht mehr das Haus, sondern die Stadt bildet den festen Rahmen für das wirtschaftliche Leben. Nicht Sklaverei, sondern freie Arbeiter leisten die gewerbliche Thätigkeit.

Den Gegensatz der beiden Zeiten kann ich nur mit diesen wenigen Worten andeuten, die die Grundform jeder Zeit angeben, über die sich natürlich viele Beziehungen hinausspannen. In sorgsamen Einzelbeweisen zeigt Maurenbrechers Arbeit, wie das wirtschaftliche Leben seiner Tage auch den weltabgezognen Denker Thomas beeinflußte und seine logischsten Folgerungen durchkreuzte, sodaß er zwar Aristotelische Gedankengänge wiedergeben wollte, dennoch aber die Erfahrungen seiner Zeit in diese Formeln hineingoß.

Gleich Aristoteles geht Thomas bei seinen Ausführungen über das gesellige Leben der Menschen auf den Satz zurück: „Der Mensch ist von Natur ein geselliges Wesen." Allein diesen Satz begründet Thomas wesentlich von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus. Der Mensch findet, was ihm zu seinem Lebensunterhalt erforderlich ist, nicht in brauchbarer Form in der Natur, sondern ihm ist die Vernunft gegeben, damit er im Unterschiede vom Tier nach ihren Anweisungen sich vor allem durch die Geschicklichkeit der Hand seines Lebens Notdurft verschaffe. Deshalb reicht eines Menschen Arbeit nicht aus, um alles Notwendige zu beschaffen und in völliger Genüge zu leben. Dazu ist das Zusammenleben vieler Menschen erforderlich, unter denen die verschiednen Geschäfte und Berufe derart verteilt sind, daß im gesellschaftlichen Organismus jede für das Ganze nötige Arbeit ihre Vertreter hat. Weil so erst das gesellige Leben eine ausreichende Bedarfsdeckung ermöglicht, darum ist es dem Menschen natürlich.

Aristoteles dagegen dachte beim geselligen Leben vor allem an die politische, die staatliche Gemeinschaft. Jene natürlichen,

alltäglichen Bedürfnisse zu befriedigen war Aufgabe des Hauses; der staatliche Organismus hat höhere Aufgaben, vor allem sittlicher Art. Die Natürlichkeit des geselligen Lebens begründet Aristoteles damit, daß es gerade für den Glückseligen, der alles zum Leben Notwendige in Hülle und Fülle besitzt, der die nützlichen Leute nicht braucht, daß es gerade für ihn natürlich ist, mit Andern zusammen zu leben. Der gesellige Trieb im Menschen wirkt auch, wo die Geselligkeit keinen andern Vorteil bringt.

Wie dieser sachliche Unterschied, der trotz der gleichen Form jenes Satzes unverkennbar ist, von den verschiednen wirtschaftlichen Verhältnissen abhängt, tritt sofort zu Tage, wenn wir zu der konkreten Form geselligen Lebens kommen, an die Beide gedacht haben. Für den Einen wie den Andern decken sich die Begriffe „Stadt" und „Staat," für Beide ist staatliches und städtisches Leben gleichbedeutend.

Aber für Aristoteles kommt dieses städtische Leben vor allem nach seiner staatlichen Art in Betracht. Da es nicht den alltäglichen Bedürfnissen, die das Haus befriedigt, sondern in erster Linie den sittlichen Bedürfnissen dient, so erstrebt eben die Stadt nach Aristoteles das höchste Gut unter Menschen, das über eine vollkommne Versorgung mit allen Lebensbedürfnissen weit hinausreicht; sittliches Leben in ihren Gliedern zu erzeugen ist ihr Zweck.

Thomas dagegen denkt zunächst an die Stadt in ihrer räumlichen Erscheinung. Die Stadt ist ihm die vollkommenste Gemeinschaft, weil sie die wirtschaftlichen Zwecke jedes Gemeinschaftslebens am vollkommensten erfüllt. Aristoteles beschrieb das „Dorf" als eine Vergrößerung, eine Art Kolonie des Hauses, weil er die Begriffe „Haus" und „Dorf" im Sinne von Familie und Sippe gebrauchte. Für Thomas ward das Dorf (vicus) zu einer vicinia domorum, einer Straße in der Stadt. Da nun in jeder Straße ein Gewerbe vereinigt ist, in der einen Straße die Schmiede, in der andern die Weber u. s. w. zusammen wohnen, so wird es möglich, daß die Stadt, die aus mehreren Straßen besteht, Alles enthält, was zum menschlichen Leben notwendig ist. Die Stadt ist vollkommen, weil das Vorhandensein mehrerer Gewerbe in ihr die Versorgung mit allem Nötigen sichert. Da aber die Gewerbe je in einer Straße liegen, beruht die Vollkommenheit der Stadt darauf, daß sie aus mehreren Straßen besteht. Man sieht: das Bild der mittelalterlichen Stadt, in der die streng gesonderten Zünfte sich auf verschiedne Straßen verteilten, schwebte dem Thomas vor, wenn er seinen Aristoteles las.

Ist das Leben in der Stadt natürlich und notwendig, weil Einer allein sich seinen Lebensbedarf nicht hinreichend verschaffen kann, so nimmt der Satz, daß der Mensch von Natur ein geselliges Wesen sei, für Thomas die Form an: der Mensch sei von Natur ein Wesen, das in einer Stadt wohnt. Sein Gesichtskreis ist so sehr von städtischem Leben erfüllt, daß ihm die ganze agrarische Bevölkerung nur als eine Ausnahme erscheint. Wenn Jemand nicht Bewohner einer Stadt ist, ist er entweder aus der Stadt vertrieben worden, oder er ist so arm, daß er den Acker bauen oder das Vieh hüten muß. Leute, die auf dem Lande leben, giebt es gerade so, wie es Einäugige und Einarmige giebt, trotzdem der Mensch von Natur zwei Augen und zwei Arme hat.

Während Aristoteles Landbesitz für jedes Haus, jede Familie als unerläßlich ansieht, gelangt Thomas von den Verhältnissen seiner Zeit aus zu der Aussage, daß die meisten Menschen keinen Landbesitz haben, sondern von einem Geschäft zu leben gezwungen sind. Mag dies auch übertrieben sein, es zeigt deutlich, wie die wirtschaftlichen Zustände seiner nächsten Umgebung seine Theorien beeinflussen.

Gelingt es nun dem Thomas verhältnismäßig leicht, in die wirtschaftlichen Sätze des Aristoteles das Leben seiner Gegenwart hineinzulegen, so kommt er doch bei der sittlichen Beurteilung verschiedner Fragen zu Widersprüchen, die nur mühsam ausgeglichen werden. Haben die Gewerbe in ihrer Sonderung und Selbständigkeit solch hohe Bedeutung für Thomas, daß es nach ihm das Gewöhnliche und Natürliche ist, wenn Jemand von einem Geschäft lebt, so kann er das Urteil des Aristoteles über körperliche Arbeit nicht festhalten. Diesem war jede körperliche Arbeit Sklavenwerk und des freien Staatsbürgers unwürdig. Da das Haus dazu diente, die natürlichen Bedürfnisse zu decken, so verwarf er es, aus irgend einer Arbeit einen Erwerb zu machen. Die verschiednen Kunstfertigkeiten, die er natürlich auch kennt, als Unterlage eines Erwerbs zu nutzen, erscheint ihm so unnatürlich, daß er es auf einen gänzlichen Verfall der Sitten, auf eine unersättliche Geldgier zurückführt. Die Glieder der Bevölkerung aber, die durch Armut dazu gezwungen sind, können nicht vollberechtigte Glieder der Gesellschaft sein.

Diese Ideen sind dem Thomas unverständlich geworden, sodaß er sie umbiegen muß. Ihm ist es selbstverständlich, daß Jeder von seinem Berufe auch zu leben berechtigt ist. Hatte Aristoteles es direkt getadelt, daß die Ärzte Geld nähmen, so sagt Thomas gerade das Gegenteil, die Aerzte dürfen mit Recht ihren Unterhalt aus ihrer Thätigkeit gewinnen. Was von diesem einen Falle, gilt von all den Thätigkeiten geistiger und körperlicher Art, die auf die Glieder des gesellschaftlichen Organismus verteilt sind. Die göttliche Vorsehung hat diese Arbeitsteilung geregelt; jede Arbeit des Einzelnen ist sein „Beruf", sein „Amt," eine Dienstleistung, die er der Gesamtheit schuldig ist. Da die Stadt erst durch die Vereinigung aller verschiednen Gewerbe ihre Vollkommenheit erreicht, die Berufsgliederung nach Ständen erst die Genüge des Lebens sichert, so ist für Thomas die gewerbliche Thätigkeit sittlich ganz anders zu werten, als dies Aristoteles that. Die göttliche Vorsehung selbst weist die verschiednen Berufe dem Einzelnen zu, sie schafft die verschiednen Stände und teilt jeden Menschen einem Stande zu, über den er nicht hinausstreben darf, unter den er aber auch nicht hinuntersinken soll. Diese Wertung den Berufsgliederung geht eben so weit über Aristoteles hinaus, wie sie hinter unsrer Zeit mit ihrer „Hebung der niedern Stände" zurückbleibt.

Kann, ja soll jeder Beruf zur Grundlage eines Erwerbs werden, so ist dies bei der Scheidung der Berufe nur im Verkehr untereinander möglich, wobei der Erwerb notwendig zum Gelderwerb wird. Solcher Gelderwerb ist nach Thomas durchaus berechtigt, wenn der Mensch Geld erwirbt aus den Gütern, die die Natur der Notdurft des Lebens darbietet; man kann solche Dinge selbst produziren und durch ihren Verkauf Geld erwerben oder soweit sie am Ort nicht produzirt werden, mit ihnen Handel treiben. Nur Gelderwerb durch Handel mit Geld ist unsittlich; im übrigen ist Gelderwerb völlig erlaubt, da kein Haushalt ohne Geld existiren kann.

Nach Aristoteles aber erwirbt das normale Haus mit seinem Besitz an Land, Vieh und Sklaven alle Gebrauchsgüter im eignen Betrieb. Aneignung und Verarbeitung der Erträge des eignen Bodens ist der natürliche Weg, um den Haushalt mit Gütern zu versorgen. Gelderwerb ist für das Haus nicht notwendig und daher widernatürlich. Geht ihm ein Hausherr dennoch nach, so kann das nur aus Gier nach Geld und Genuß geschehen. Der Reichtum eines Hauses besteht in den Vorräten aus dem eignen Betriebe; Geldbesitz in größerm Maße hat nicht mehr wirtschaftliche Zwecke, sondern kann nur zu unsittlicher Verwendung dienen.

Die Darstellung Maurenbrechers, wie Thomas seine ganz abweichenden Urteile über den Gelderwerb dennoch mit dem Wortlaut des Aristoteles vereinigt, giebt ein glänzendes Bild davon, wie stets neue sittliche und religiöse Vorstellungen mit den überlieferten Anschauungen ausgeglichen und in sie hineingedeutet worden sind. Die wirtschaftlichen Zustände und ihre Beurteilung geben die handgreiflichsten Beispiele dafür, weil die geschichtliche Auffassung des wirtschaftlichen Lebens erst eine Errungenschaft der neusten Zeit ist; eine Prüfung seiner Einwirkung auf die Ethik und ihre Umgestaltungen ist deshalb eine Aufgabe, die zum größten Teile erst noch gelöst werden soll. Die erwähnte Schrift, die in ihrem ersten Heft weiter noch die Anschauungen des Thomas über Sklaverei und Eigentum untersucht und unter neuen Gesichtspunkten darstellt, löst ein Stück dieser Aufgabe. Schon die kurzen Auszüge werden dem Leser beweisen, wie zwecklos es ist, ethische Aussagen über wirtschaftliche Dinge zu erörtern, ohne eben diese wirtschaftlichen Verhältnisse im Lichte ihrer Zeit zu prüfen. Eine einfache Uebertragung ethischer Sätze aus der Vergangenheit in unsre Tage, ein Verfahren, das selbst bedeutende christliche Ethiker verfolgen, hat nur geringen Wert.

Christian Jasper

Stimmen der Väter

Lavater

Lavater zu verstehen, ist nicht ganz leicht. Er ist von den Einen maßlos verherrlicht, beschwärmt, von den Andern ungerecht verleumdet worden. Verständlich wird er uns nur dann, wenn wir uns in den Geist seiner Zeit zu versetzen suchen, so gut wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts es noch zu thun vermögen.

Lavater ist geboren 1741, stand vom achtundzwanzigsten Lebensjahre an im Pfarrdienste seiner Vaterstadt und starb in den schweren Jahren der französischen Bedrückung infolge eines ruchlosen Schusses aus feindlichem Gewehr nach unendlich schwerem Siechtum im Jahre 1801. Seine Entwicklung, seine Wirksamkeit fallen also ganz in das achtzehnte Jahrhundert, das Carlyle als das glaubensloseste, gottverlassenste Jahrhundert bezeichnet, in dem es schwierig war für einen Menschen, sich der geistigen Lähmung, der Unaufrichtigkeit und dem Unglauben zu entziehen. — Da war es kein Wunder, daß alle die, in denen lebendiger Gottesglauben, wahre Christusliebe erwachten, sich enger oder ferner um den Mann scharten, der in feurigen Worten das Leiden und Lieben Christi besang, der an der sichtbaren Welt sich nicht begnügen wollte, sondern eine Geistes-, ja sogar eine Geisterwelt über und um sich fühlte. Es war in ihm das Keimen und Wachsen eines neuen bessern Glaubenswesens verkörpert, wie es sich dann im Beginn des neuen Jahrhunderts Bahn brach.

Daß seine Christusliebe keine Schwärmerei war, sondern sich in dem Feuer der Trübsal bewährte, das bezeugt sein langes, schmerzhaftes Leiden, das er auf sich nahm mit dem festen Verbot, seinen Mörder nicht zu suchen und nicht zu strafen. „Er hat Glauben gehalten," und seine Stimme ist deshalb in unsern Landen nicht verstummt, wird immer wieder gehört, ist Labsal den Leidenden und Wegweiser zur Wahrheit den Suchenden.

Sein großer Freundesverkehr ließ da und dort ein handschriftliches Blättchen als teure Reliquie zurück, dessen Inhalt (meines Wissens) ungedruckt blieb, der aber doch da und dort ein freundliches Echo zu wecken imstande ist. Dora Schlatter

Gieb mit Herzensfreuden!
Trage still dein Leiden!
Laß zu deinen Thaten
Fromme Weisheit raten!
Sprich und handle leise
Mild nach Christus Weise!
Sanft sein deine Tritte!
Herzlich Dank und Bitte!
Thaten, Worte, Triebe
Seien Treu und Liebe!
Blicke, Reden, Schweigen
Sein der Demut Zeugen!

Wandle duldend, wenn hienieden
Dich ein heißer Mittag drückt,
Fröhlich, wenn mit seinem Frieden
Dich der Abendstern erquickt.

Alles enthüllt sich einst: Verdienst und Duldung und Tugend! Was sich am längsten und tiefsten verhüllt, wird am schönsten verherrlicht.

Ich möchte, Jesus Christus, dein
Allein und ganz und ewig sein!
Nichts, nichts bin ich und alles du:
Ach, außer dir ist keine Ruh!
Drum wünsch ich nichts, als dich zu finden,
O, Jesus Christus, dich will ich:
Laß deine Liebe mich empfinden; —
Dann will ich ewig nichts als dich!

Freue des Lebens dich um des Menschen willen, der Gott ist.
Freue des Lebens dich um des Gottes willen, der Mensch ist.
Freu der Unsterblichkeit dich um des Ewigen willen, der tot war.

Freue dich deines Seins, um tausend Liebender willen,
Welche teilen werden mit dir die Freuden des Himmels.

Unser Leben hienieden sei stets ein Glauben an jene
Einzige, ewige Liebe, die einst in Menschengestalt starb.

Bete die Liebe an, die vertauscht an die Erde den Himmel,
Möglich zu machen es dir, an den Himmel die Erde zu tauschen.
Ja, drum ward Christus wie wir, damit wir werden, wie er ist.

In das Stammbuch eines Ehepaars:

Jesus Christus! gestern und heute und in Ewigkeit
eben derselbe!

Möge Ihnen und Ihrer teuren Gattin die köstliche Erfahrung dieser großen Gotteswahrheit von der ewigfesten Treue unsers angebeteten Herrn auf Ihrem Lebensweg öfter begegnen, sodaß Sie erfüllt und durchdrungen von derselben in jeder Lage Ihres Lebens, in Freud, in Leid, in heitern und dunkeln Tagen einander ins Herz rufen: Dennoch, unser, **unser** ist Gott! Ist Dein und mein, weil Er Gott ist. **Unser,** als wär Er allein für uns nur!

O freue Dich Gottes!!

Wenn der Herr sein Antlitz enthüllt, quillt Wonn' in die Seele.
Wenn der Herr sein Antlitz verbirgt — Er bleibt doch die Liebe.
Wenn der Herr sich uns naht, so empören Fleisch und Natur sich;
Aber — Stille gebeut der Herr der Natur und dem Fleische.

An einen Freund nach meinem Tode:
Groß ist des Lebens Zweck, vergiß den erhabnen Zweck nie.

Wie die Monate eilen — sie eilen wie Tage und Stunden!
O bezeichnen wir sie mit nie wegeilenden Thaten!
Sammeln wir Ewiges viel hinein in die ewigen Seelen!
Geben wir jedem Tage, was keine Zeiten zerstören!
Jede Stunde sei heilig dem Glauben an ewige Folgen
Zeitlicher Stunden! Das Weizenkörnlein der eilenden Stunde
Möge verwesen — Wenns nur sich vermannigfaltigt zu vielen
Nie begrenzten Genüssen und nie zerstörbaren Kräften.

Eins auf einmal nur mit Ruh und Einfalt und Hoffnung!
O, es häufen sich segnend die vielen Eins in der Seele!
Eile mit Einem Blick auf das ewige Eins durch das Nachtthal.
Eins nur sei dein Ziel: zu gefallen dem Liebenden Einen.

Auf die Rückseite eines Bildes, das den dorngekrönten Heiland darstellte:

Unausdenklich ist dein Schmerz und die duldende Demut!
Unaussprechlich die Liebe, die krönen sich ließ durch die Bosheit
Mit der Krone von Dornen, und die für die Krönenden flehte.

Unter seine eigne Silhouette:

Schwaches Bild eines Schwachen,
der stärker zu werden mit Ernst sucht.

Unvergänglich schön und besonders bezeichnend für den Sinn und Geist des lebendig fühlenden Lavater ist folgender Passus aus seiner „Handbibel für Leidende":

Kann es genug wiederholt, genug bedacht werden: Freude, nichts als Freude ist die Absicht des Führers der Menschen, Freude, nichts als unaufhörliche Freude der einzige Zweck alles über uns verhängten Leidens. Jesus und Freudenmacher sind völlig gleichbedeutende Ausdrücke. Wer Jesus für etwas andres hält als für einen Freudenmacher, das Evangelium für etwas andres als eine Freudenbotschaft, Leiden für etwas andres als für eine Freudenquelle, der kennt weder Gott noch Christum, noch das Evangelium. Gott ist die Liebe, die Liebe kann nur lieben, Gott ist der lebendigste Liebeswille. Liebe und reine Erfreuungslust ist eben dasselbe.

Heinrich Hansjakob

1

Die katholische Unterhaltungslitteratur wird hier begreiflicherweise verhältnismäßig selten besprochen, da sie den Anschauungen und Interessen unsrer Leser ferner liegt. Sie völlig zu ignoriren ist jedoch bei ihrer ungeheuern Verbreitung in unserm zu zwei Fünftel katholischen Vaterlande dem untersagt, der eine wirkliche und umfassende Kenntnis des geistigen Lebens unsrer Volksgenossen gewinnen will. Die Frage, ob die Beschäftigung mit ihr erfreulich und wohlthuend ist, steht erst in zweiter Linie. Sie wird unbedingt zu verneinen sein, soweit es sich um die Tendenzlitteratur handelt, die in belletristischer Form die Verbreitung katholischer Anschauungen, die Verteidigung der katholischen Kirche bezweckt, denn Tendenzpoesie entbehrt regelmäßig der tiefern dichterischen Wahrheit und Weihe. Ganz anders steht es um Bücher, in denen die katholische Weltauffassung und Empfindung des Verfassers sich urwüchsig und unwillkürlich äußert, ohne eine Tendenz zu verfolgen, insbesondre um Darstellungen katholischen Volkslebens; enthält dies doch heute noch viele echte und naive Frömmigkeit und bietet in seinen die ganze Existenz des Einzelnen umspannenden kirchlichen Sitten und Gebräuchen manches poetische Motiv, das der Dichter — denken wir nur an Rosegger — mit vollem Recht verwerten mag, zur Freude auch seiner protestantischen Leser.

Der Autor nun, von dem wir hier reden, der Freiburger katholische Stadtpfarrer Hansjakob, gehört unzweifelhaft in die Reihe der unbefangnen und naturwüchsigen Schriftsteller, die nicht in erster Linie eine Tendenz verfolgen, sondern das Volksleben, wie es sich ihrem Auge darstellt, zu schildern versuchen; er darf deshalb, da ihm die Gabe lebenswahrer Charakteristik in hohem Maße verliehen ist, unser volles Interesse beanspruchen. Und zwar seine Persönlichkeit nicht weniger als seine litterarische Produktion, denn es sind wunderliche Kontraste in ihr vereinigt. Ein Sohn des Volks, dem Schwarzwald entsprossen, zeigt er in hervorragendem Maße die unterscheidenden Eigentümlichkeiten des alemannischen Stamms: den schroffen Unabhängigkeitssinn, den demokratischen Hang zur Gleichheit, die gegen alles Fremde mißtrauische Vorliebe für die engere Heimat, die gemütvolle Versenkung in die Natur und eine im tiefsten Grunde schwermütige Stimmung und Weltanschauung, mit der ein übermütiges Genießen des Augenblicks, ein derber Humor, nur scheinbar im Widerspruch steht. Freilich sind alle diese Merkmale des alemannischen Schwarzwälders bei Hansjakob etwas gefärbt durch seine Eigenschaft als katholischer Geistlicher. Nicht etwa in dem Sinne, als ob die mannigfachen Elemente, die in dem hier geschilderten alemannischen Volkscharakter beschlossen liegen, in seiner katholischen Welt- und Lebensanschauung eine harmonische Zusammenfassung und Ausgleichung gefunden hätten — weit davon entfernt! Hansjakob ist ein Mann, der mit der ihn umgebenden Welt, mit der Entwicklung unsrer öffentlichen und sozialen Verhältnisse, mit den heutigen Bildungsbestrebungen gründlich unzufrieden ist und aus dieser ihm widerwärtigen Wirklichkeit entflieht und den Leser hinüberführt in die trauliche Enge des ländlichen und kleinstädtischen Volkslebens, in die schlichte Einfachheit und Genügsamkeit der eisenbahnlosen Zeit seiner Jugend, in die Stille des Waldgebirgs und endlich auf das Gebiet einer naiven Frömmigkeit katholischer Färbung, die hinausstrebt aus dem irdischen Treiben in die Ruhe, in den Frieden einer bessern Welt.

Sieht man aber näher zu, so ist seine Feindschaft gegen die moderne Bildung doch nur cum grano salis zu verstehn, denn er ist selber viel zu sehr mit ihr verflochten, um — wie etwa Alban Stolz — ihr einen entschlossenen Absagebrief schreiben zu können. Er kennt und würdigt, wie seine zahlreichen Zitate beweisen, die großen Dichter des In- und Auslands, des Altertums und der Neuzeit, und möchte gewiß ebensowenig wie wir Shakespeare und Goethe missen; er erkennt sogar gelegentlich etwas widerwillig an, „daß die Grundsätze des Christentums, je mehr dies in Tausenden einzelner Menschen schwindet, immer tiefer und mächtiger in der Gesellschaft auftreten, in Humanität und Moral.“ Seine ganze Feindschaft aber, sein unversieglicher Zorn richten sich gegen eine hochmütige kirchenfeindliche Büreaukratie, sowie gegen den flachen religionslosen Liberalismus, dessen Vertreter mit allen tiefern Problemen unsers Daseins schnell fertig sind, weil sie überhaupt nicht an sie heranreichen; sie bezeichnet er häufig unter dem nicht übel gefundnen Sammelnamen der „billigen Denker“ und überschüttet sie mit seinem Spott, während Angriffe gegen den Protestantismus als solchen kaum vorkommen.

Hansjakobs Stellung innerhalb der Strömungen des deutschen Katholizismus ist im übrigen ebensosehr aus seinem Leben zu entnehmen wie aus seinen Schriften und, soweit letztere in Frage sind, ebensosehr aus dem, was er verschweigt oder nur andeutet, wie aus dem, was er ausspricht. Während des Kulturkampfs, der in Baden eine den preußischen Maigesetzen ähnliche Gesetzgebung zeitigte, stand er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur unter den Verteidigern der Rechte seiner Kirche in der Presse und in der Kammer, wobei die Maßlosigkeit seiner Angriffe auf die Regierung ihn wiederholt in das Gefängnis führte. Seitdem hat er sich vom kirchenpolitischen und politischen Kampfplatz längst zurückgezogen. Der Gegensatz seiner Natur und seiner Anschauungen zu der heute in der katholischen Kirche herrschenden Richtung und zu den fanatischen Leitern der heutigen badischen Zentrumspartei ist ihm unzweifelhaft mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen. Sowie sein scharf geschnittner und geistig belebter Charakterkopf in den Straßen Freiburgs auffallend kontrastirt mit der einförmigen glatten Geistlosigkeit so vieler junger seminargedrillter Kleriker, so wenig paßt augenscheinlich der knorrige Schwarzwälder, der er im geistlichen Stande und Gewande geblieben ist, zu der neuesten aus den romanischen Ländern importirten, ebenso weichlichen wie geistesverlassenen Phase katholischer Frömmigkeit, zum Wasser von Lourdes und zum Kampf gegen den Teufel Bitru. Echter und schlichter ist seine Religiosität; seine eignen Worte mögen uns am besten sagen, was sie ist und was sie abweist.

In den Erzählungen „Aus meiner Jugendzeit“ schildert er mit wenigen Strichen eine prächtige alte Jungfer aus dem Volk, die „Lenebas,“ Schwester seiner Großmutter, von der er sagt, sie sei „seiner Jugend heiliger, lebendiger Schutzengel gewesen, sein bester Lehrer in der Gottesfurcht und Gotteserkenntnis.“ In ihrem kleinen dunkeln Zimmer, das er nur wie ein Heiligtum betrat, habe sie dagesessen, „meist den Rosenkranz in der Hand, bisweilen auch spinnend, mit einer Ruhe und Frömmigkeit, die selbst mein lustiges Kinderherz überwältigte.“ Er knüpft hieran die schönen Worte:

> Alte, vereinsamte, religiöse Menschen, die in ihrem stillen Kämmerlein auf den Tod warten, kommen mir vor wie ein abgelegner einsamer Waldsee, den kein Windeshauch und kein Sturm berührt, der träumend in sich selbst ruht, und in den die Sternlein Gottes herabschauen und ihn mild verklären. So sitzt in kleinen Städten, in Dörfern, auf einsamen Höhen manch ein altes Mütterlein in enger Stube, vergessen und verlassen von der Welt und oft auch von ihren Angehörigen; aber sie lebt den Frieden Gottes, ihr Gebet steigt wie Weihrauch zu Gottes Thron empor, und ihre Tage verrinnen, sie weiß nicht wie. Und es wachsen lauter Himmelsblumen auf dem Boden solcher Seelen.

Wie warm und vorbehaltlos können wir Protestanten hier mit dem Katholiken empfinden! Wenn die katholische Form des christlichen Glaubens uns unzulänglich erscheint für den handelnden und in der Welt stehenden Menschen, weil sie einen unausgeglichnen Idealismus, eine Kluft bestehen läßt zwischen dem weltlichen Thun und dem Christenberuf, die erst die evangelische Auffassung des irdischen Berufs als eines Gottesdienstes ausfüllt, so fällt diese Differenz fort bei den „alten einsamen Menschen,“ die nicht mehr in der Welt stehen und Nichts mehr von ihr erwarten. Für sie ist das gläubige Hoffen auf baldige Einkehr in die himmlische Heimat dasselbe hüben wie drüben; und selten wird dieser Stimmung ein so schöner Ausdruck gegeben sein wie hier durch den katholischen Priester.

Eine andre Zeichnung christlichen Volkslebens, die in stärkerm Maße katholische Färbung trägt, jedoch nicht in einer unsre Empfindungen verletzenden Weise, enthält Hansjakobs neuestes Werk: Die Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin.*)

---

*) Stuttgart, Bonz & Ko. Gebunden 4,20 Mk.

Die Schwarzwälderin ist eine alte Holzkiste, mit der sein Großvater als Hausirer durch das Land zog, und die nun dem Enkel, der sie in sein Studierzimmer aufgenommen hat, Geschichten und Schilderungen aus alter Zeit mitteilt. So beschreibt sie ihm die „Maria-Kräuterweih," d. h. das Fest, an dem vormals vor einer tief im Bergwald gelegnen Wallfahrtskapelle seiner Heimat von den bäuerlichen Pilgern mitgebrachte Kräuterbüschel geweiht wurden, wodurch sie „beim Volke doppelte Kraft gegen alle leiblichen Gefahren in Haus und Hof, in Feld und Wald und heilbringende Wirkungen für Menschen und Tiere" erhielten.

Erst kommt ein Gebet, dann besprengte der Priester die zahllosen Büschel mit Weihwasser. Die Kräuter neigten sich in den Händen der Menschen, diese selbst beugten ihr Haupt, und Sonne, Berge und Wälder schienen in ehrfurchtsvoller Stille zu lauschen — denn der Segen des allmächtigen Gottes ging über das Land, über die Kreatur und über die Seelen der Menschen. . . .

In diesem feierlichen Augenblicke beneidete ich Tannenkind euch Menschen um eure Größe und um das Fühlen der Nähe Gottes in euren Herzen. Ja, ihr tragt viele Not und viel Elend und viel Leid, das wir andern Geschöpfe nicht kennen; aber euch ist Gott auch viel näher mit seinem Trost und mit seiner Gnade!

Gewiß, hier können wir nicht mehr so ganz mit; ein „Gottesdienst im Geist" ist solche Feier nicht. Wenn wir es aber vermögen, uns in die Sinnesweise des naiven katholischen Landvolks zu versetzen, so werden wir verstehen, daß eine solche „Kräuterweihe" ihm einen tiefen und beglückenden Eindruck zu machen vermochte, wie auch zugestanden werden muß, daß es dem Dichter gelungen ist, die tiefe Poesie, die in der geschilderten Feierlichkeit liegt, in ergreifender Weise zum Ausdruck zu bringen.

Nun aber die andre Seite. Es ist schon gesagt worden, daß Hansjakob mit gewissen modernen katholischen Strömungen im Kampf liegt. Ganz besonders widersteht ihm die Nivellirung der Persönlichkeit, die mit dem auf die Spitze getriebnen Kultus der kirchlichen Autorität unrettbar verbunden ist, die ertötende Zentralisirung und Uniformirung der Geister. Er erblickt wie jeder rechtgläubige Katholik in der Kirche die unfehlbare Leiterin der Seelen zu Gott, aber er hält dafür, daß es weite Gebiete geistigen Lebens giebt, die der freien und selbständigen Bethätigung des Einzelnen überlassen seien, und auf denen er seinerseits nicht gewillt ist, sich der Führung der kirchlichen Obern oder der Partei zu unterwerfen. Gleichfalls in dem oben angeführten neusten Buch sagt er hierüber:

Auch das weiß ich, daß es Leute giebt, die mich für nicht gut katholisch halten, weil ich noch eine eigne Meinung habe in Dingen, über welche jeder Katholik frei denken und frei reden kann und darf.

Ich lasse mich nicht bevormunden von diesen oder jenen Parteiführern oder von diesen oder jenen Zeitungsschreibern, die Tag für Tag unzähligen Katholiken vorsagen, was sie zu reden und wie sie zu denken haben über Tagesfragen, Zeitbedürfnisse und Zeitverhältnisse . . .

Auch zu jenen Leuten zähle ich mich nicht, die alles und jedes, was von den höhern Organen der Kirche ausgeht und verordnet wird, für weise und zeitgemäß halten und zu allem in Demut schweigen oder gar noch Lob singen.

Allerdings ist man heutzutage in den Augen vieler Leute nicht mehr katholisch, wenn man nicht zu jenen Unmündigen, blind Gehorsamen und alles geduldig Hinnehmenden gehört. Ich habe aber vom Katholizismus eine andre und bessere Auffassung. Er soll und will nicht Unmündige und Sklaven heranziehen, sondern freie, selbstbewußte Kinder Gottes. Denn das echte Christentum ist Wahrheit und Freiheit und nicht Knechtsinn und Geistlosigkeit. . . .

Und ich meine, daß nicht jene die guten Katholiken sind, welche zu allem Ja und Amen sagen, sondern jene, welche trauern, daß in unsern Tagen so manches geschieht, was den wahren Interessen der Religion und der Kirche schadet.

Wir Protestanten werden hierauf zwar sagen, daß uns heute mehr als je der Glaube fehlt an die Botschaft von einem Katholizismus, der „freie, selbstbewußte Kinder Gottes heranziehen" will. Das schließt aber nicht aus, daß Katholiken, die jenen idealen Katholizismus anstreben, uns sympathischer sind, daß wir uns ihnen verwandter fühlen, als der heute in der römischen Kirche herrschenden Richtung. Und aus den Aeußerungen von Hansjakobs religiöser Anschauung und Empfindungsweise wird — trotz manches Absonderlichen, das darin enthalten ist — doch jedes Gott suchende, den ewigen Dingen mit Ernst sich zuwendende Gemüt verwandte Laute und Stimmungen herausfühlen. Das freilich kann davon gesagt werden, ohne daß er selber widersprechen würde: Seine Frömmigkeit giebt ihm wohl die Leuchte, die über dies Leben ihn hinaus weist und leitet und dadurch ihn aufrecht erhält, aber sie vermag in keiner Weise schon in sein irdisches Dasein Frieden und Harmonie hinein zu bringen; denn Hansjakob betrachtet — von seiner unversieglichen Freude an der Natur und am naiven Volksleben abgesehen — die Welt und sein eignes Leben vorzugsweise von der trüben und schweren Seite, und er giebt dieser Stimmung gern in bittrer, leidenschaftlicher Form Ausdruck. Er spricht es sogar direkt aus, daß der Pessimismus, „so weit das Christentum ihn zuläßt," die eines denkenden Menschen allein würdige Weltanschauung sei; demgemäß ist Schopenhauer, den er oft zitirt, sein Liebling unter den Philosophen. Das Kind, die Jugend, das Volk mögen unbefangen und gedankenlos das bunte Leben genießen — der ältere denkende Mensch muß die absolute Trostlosigkeit des Diesseits erkennen und nur noch des bessern Jenseits, das unser christlicher Glaube uns verheißt, sich getrösten. Hier ist der weite Abstand vom evangelischen Glauben, der unser ganzes Dasein, auch unsre irdische Bestimmung, durch eine große Aufgabe und eine große Hoffnung hebt und verklärt. Wir lassen es dahingestellt, wie viel persönliche Anlage und Lebensführung und wie viel katholische dualistische Weltanschauung zu Hansjakobs Pessimismus mitwirken.

Friedrich von Oertzen

Eine Aufgabe des Evangelischen Bundes

Wer da bauet an den Gassen,
Muß sichs Reden gefallen lassen.

Es ist eine oft gehörte Rede, der Bund entbehre eines offensichtlichen Arbeitsfeldes, wie ein solches etwa der Gustav-Adolf-Verein hat. Das werden der Vorstand und die in der Bundesarbeit stehenden Männer nie zugeben. Sie haben Recht, aber auch jene Rede ist nicht ohne Grund. Wer nicht an der Arbeit selbst beteiligt ist, gewinnt leicht den Eindruck, es fehle an praktischer Arbeit, wie umgekehrt die leitenden Kreise sagen werden: Es ist so viel Arbeit da, daß wir alle Hände voll zu thun haben. Aus diesem Widerspruch, der thatsächlich vorhanden ist, sollte der Bund wenigstens soviel entnehmen, daß die Art der bisherigen Arbeit noch nicht der Größe und Bedeutung des Bundes entspricht. Am meisten treten die Reden und Resolutionen an die Oeffentlichkeit. Die sind für den Augenblick sehr schön, wirken auf die gerade vorhandnen Zuhörer erhebend, begeisternd, sind auch nötig, um die Lauheit in Eifer und Treue umzuwandeln, aber irgend etwas Greifbares wird dadurch nicht erzielt. Und unsre Zeit erkennt nur Greifbares an, will reale Erfolge sehen. Auf den Bundestagen wird unerhört viel Pulver verschossen, herrliche Raketen steigen auf, dem Anwesenden unvergeßlich, aber die Masse der Bundesglieder merkt und hat davon Nichts, und von vorhandner Arbeit an realen Dingen nehmen selbst Anwesende nicht allzu viel wahr. Auch das Bundesblatt schweigt sich mehr als nötig darüber aus. Auf den Katholikentagen wird ja auch geredet, aber die Reden sind dort mehr Mittel zum Zweck, nämlich dazu, Realitäten zu schaffen. Wenn man dort über Orden redet, so steht wirklich der Orden als Realität dahinter, der, einmal in einem Lande zugelassen, alsbald sein Wirken bemerklich macht; redet man dort von konfessionellen Schulen, geistlicher Schulaufsicht und dergleichen, so steht die Realität des Zentrums und der Beichtväter dahinter, um entsprechend zu arbeiten. An solchen Realitäten aber fehlt es im Evangelischen Bunde. Die einzige ist das Diakonissenhaus in Freiburg. Früher wurde die gleiche Anstalt in Schwäbisch Hall unterstützt. Es verlautet, daß nunmehr auch im Osten ein Diakonissenhaus gebaut werden soll; vielleicht ist es schon in Angriff genommen.

Das sind ja sehr beachtenswerte Ansätze; aber genügen sie? Vor allem, entsprechen sie dem weiten Umfange des Evangelischen Bundes? Zweifellos sind sie lokal beschränkt, derart beschränkt, daß der Fernstehende den Eindruck hat, sie dienen

nur provinziellen Zwecken; nur die Provinz oder das Land, in dem sie liegen, hat den Vorteil. Damit aber würden sie sich nicht allzu sehr von den sonstigen Mutterhäusern unterscheiden, die wir unterhalten und die, unterstützt von ihrem Landeskreise, diesem dienen, indem sie ihm bei Bedarf und Not Diakonissen zur Verfügung stellen. Sind sie in einem Landesteile gelegen, in dem sich eine evangelische Diaspora findet, so werden sie auch dorthin auf Anfordern Arbeitskräfte schicken. Es soll nun nicht gesagt werden, daß die in einem Landesteile vorhandnen Mutterhäuser ihm genügen, daß kein Raum für die Arbeit eines weitern mehr sei; also etwa: Baden hat bereits zwei solcher Häuser, auch in Straßburg ist ein solches, deshalb ist das Freiburger überflüssig — so wird Keiner, der auch nur einigen Einblick in die Verhältnisse zwischen Anforderung und Angebot besitzt, sprechen. Aber es ist eine andre Frage, ob der Evangelische Bund in seinem ganzen Umfange Gelder sammeln soll, um einem provinziellen Bedürfnis abzuhelfen, wo die Sachlage doch so ist, daß jedes Bundesmitglied sein provinzielles Mutterhaus hat, das zu unterstützen ihm als erste Pflicht aufliegt. Einem engherzigen Partikularismus soll hiermit in keiner Weise das Wort geredet sein, heißt es doch mit Recht auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit: das Eine thun und das Andre nicht lassen. Ebenso sicher ist es jedoch für jedes Diakonissenhaus, daß es sich nur von dem Landesteile erhalten läßt, Kollekten für sich nur dort veranstaltet, wo es zu dienen sich vorgenommen hat. Daß Baden durch Sammlungen in ganz Deutschland zu einem dritten Diakonissenhause gekommen ist, bleibt somit, so sehr es ihm auch zu gönnen ist, etwas Abnormes, von der Regel Abweichendes. An dieser Thatsache wird auch nichts geändert, wenn etwa die Leitung des Evangelischen Bundes beabsichtigt, nach und nach jedem Landesteile mit einer größern Diaspora ein Diakonissenhaus zu bauen. Es sind immer Unterstützungen einer einzelnen Provinz; man nimmt dieser eine Arbeit ab, die ihr allein aufliegen müßte, weil sie allein den Vorteil davon hat. Vom Evangelischen Bunde aber ist zu fordern, daß er auch mit seinen Realitäten eine Arbeit leiste, die der Gesamtheit dient, und zwar nicht erst auf dem Umwege über die einzelnen Landesteile.

Eine solche Realität zu schaffen, liegt nicht allzu weit von dem bisherigen Wege ab. Es ist eine richtige Erwägung gewesen, Diakonissenhäuser für die Diaspora zu bauen. Aber der aufgewandte Apparat entspricht nicht ganz seinem Zwecke. Die Diakonissen kommen wohl hin in die wirkliche, echte, harte Diaspora, die Krankenhäuser der Mutteranstalt hingegen bleiben am Rande stehen, müssen dort stehen bleiben, weil ihnen sonst die Existenzbedingungen, der Rückhalt an eine wirklich vorhandne geschlossene evangelische Gemeinde, die evangelischen Aerzte, die Kranken, wohl gar der evangelische Pfarrer fehlen wird, wenn auch Aerzte schließlich durch erhöhtes Gehalt für den Ausfall der Privatpraxis zu entschädigen sind. Aber jedenfalls würden die jährlichen Unterhaltungskosten bei den gegenwärtigen hygienischen Anforderungen an die Einrichtung von Krankenhäusern inmitten der wirklichen Diaspora unverhältnismäßig anschwellen. Darum ist man wohlweislich in Schwäbisch-Hall und dann in Freiburg geblieben, wo diese Existenzbedingungen vorhanden waren. Damit sind die Krankenhäuser dem wenigstens von Bundesseite vorauszusetzenden Zwecke, evangelischen Kranken in und aus der Diaspora eine Zufluchtsstätte zu bieten, eigentlich entfremdet. Am Orte ihres Daseins dienen sie der evangelischen Gemeinde. Je mehr Mutterhäuser mit den notwendigen Krankenhäusern nun durch den Bund gebaut werden, desto mehr Geld muß für nur teilweise den Bundeszwecken dienende Krankenhäuser aufgewandt werden. Diese zwei Seiten, die Notwendigkeit der Diakonissen und die teilweise Zwecklosigkeit der Krankenhäuser zur Förderung der Bundeszwecke zusammengenommen, lassen ein anders geartetes Vorgehen auf diesem Gebiete nützlich erscheinen. Man baue in einem der größern Mittelpunkte Deutschlands, etwa in Leipzig oder Berlin ein einziges Mutterhaus mit dem zur Ausbildung der Diakonissen notwendigen Krankenhause. Hier lasse der Evangelische Bund sämtliche sich anbietende weiblichen Kräfte ausbilden, um sie alsdann auf die Arbeitsfelder in der Diaspora zu verschicken und von dieser Zentralstelle sämtliche Zu- und Abgänge zu regeln. Dringend erforderlich ist es zugleich, im Mutterhause Diakonissen für die Erziehung und den Unterricht kleiner und großer Kinder in der Diaspora auszubilden. Parallel dem Mutterhause sollte der Bund die Errichtung eines ebenso notwendigen Diakonenhauses sich angelegen sein lassen, um Diakonen als Evangelisten in den Diasporagebieten umhersenden zu können.

Hierdurch würde aufs beste die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins vom Evangelischen Bunde unterstützt werden können. Es würde für beide dem Kampfe ums Dasein der Evangelischen dienenden Vereine von größtem Vorteil sein, wenn sie sich nicht lediglich auf mannichfache Personalunion beschränkten, sondern in ihren Arbeiten mehr Hand in Hand gingen. War das bisher schwer angänglich, so würde sich bei der eben angedeuteten zentralen Organisation der Bundesarbeit im Diakonissen- und Diakonenwesen ein Zusammenwirken mit dem Gustav-Adolf-Verein aufs glücklichste regeln. Dieser wird sich bei den großen Anforderungen, die an ihn herantreten, immer außer stande sehen, allen zu genügen. Einmal ist der Apparat, den er zur Verfügung stellt, Kirche, Pfarre, Schule — außer der Erbauung wohl gar noch jahrelange Unterhaltung — zu kostspielig, um überall, wo Not ist, damit zu dienen; zweitens machen die Verhältnisse in der Diaspora es oft notwendig, Quadratmeilen große Landstrecken einem Pfarr- und Schulsysteme anzugliedern. Es ist eine schmerzliche Thatsache, daß oft wohl dem Namen nach eine Diasporagemeinde besteht, in der That aber in den Gegenden, wo die größte Gefahr für den einzelnen Evangelischen besteht, eine vollständige Zerstreuung dieser Gemeinde und damit verbundne Vereinzelung der Evangelischen vorhanden ist. Für den Gustav-Adolf-Verein liegt eine physische Unmöglichkeit vor, auf die einzelnen Dörfer und Weiler zu dringen, für den Evangelischen Bund nicht, sobald ihm zur freien Verwendung Diakonen und Diakonissen zur Verfügung stehen. Hier ist der Punkt, wo die gemeinsame Arbeit beider Vereine einsetzen kann. Wie die Innere Mission mit ihren Helfern dem Pfarramt in den großen Gemeinden zu Hilfe kommt, mit ihrer leichten Beweglichkeit hindringt, wo jenem die Mittel versagen, so können die Diakonen des Evangelischen Bundes in den übergroßen Diasporabezirken die vereinzelten Evangelischen aufsuchen, als Laienprediger kleine Häuflein in den Dörfern zur Treue ermahnen, andrerseits die Diakonissen sich der Kinder und Kranken annehmen. Ein intensives, gemeinsam geregeltes Hand-in-Hand-Arbeiten des Gustav-Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes auf Grund der genauesten Uebersichten über die gesamte Diaspora würde derart die segensreichsten Folgen zeitigen. Indessen, wie dem auch sein mag, ob der Evangelische Bund diese oder andre Arbeiten angreift, jedenfalls ist ihm zuzurufen: Schaffe Realitäten und am besten solche, die von der Gesamtheit getragen der Gesamtheit dienen. Ewald Schneider

Crucifixus

Endlich ist die Paßhöhe erklommen! Es war ein beschwerlicher Weg im Zickzack bergan über Geröll und schmelzenden Schnee in der Vormittagsglut — aber jetzt ist alle Mühsal und Anstrengung vergessen, angesichts der schweigenden Pracht der Hochgebirgswelt. In den Gründen Waldeinsamkeit, und ringsum auf den Berggipfeln der funkelnde Schnee in unentweihter Reinheit. Alles ist so sieghaft schön, so groß und feierlich, so vollkommen harmonisch!

Spielender Schmetterling,
Der drunten scheu vor meinem Blick entschwand,
Du küssest hier den Strauß in meiner Hand.

Leuchtendes Edelweiß,
Du trinkst der Sonne volle Tagespracht
Und wandelst sie zum Silberlicht der Nacht.

Schmelzendes Gletschereis,
Dem Felsenrande deines Baches weiht
Die schönste Blume jede Jahreszeit.

Herrliche Alpenwelt,
Die nur auf Stunden Zutritt je verlieh,
Birgst du allein der Erde Harmonie?

Ach leider nein! Am Wegesrande steht ein Kruzifix, von einem andachtslosen Handwerker roh in Holz geschnitzt. Ein

widerwärtiger Anblick! Das Haupt voll Blut und Wunden im Uebermaß des Schmerzes auf die Brust gesunken, die ausgereckten, blutüberströmten Glieder, die durchbohrten Hände und Füße! Wie häßlich! Welch schriller Mißton in der Symphonie, die uns eben entzückte, dieses Bild des Jammers und Schreckens, dieses Bild, das zeigt, bis zu welch raffinirter Grausamkeit menschliche Bosheit sich verirren kann, dieses Bild, das uns eine der wildesten Unbegreiflichkeiten vorhält — daß der Beste und Unschuldigste und Selbstloseste beschränkten Frömmlern erliegen und die furchtbarsten Qualen erdulden mußte, dieses Bild, das einen entsetzlichen Augenblick für ewig festhalten will —

So jedem reinen Aug ein Schauder
Ragt es herein in unsre Zeit;
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

In der That, es giebt nichts Peinlicheres als das Kruzifix, und man möchte es zunächst keinem Christen verdenken, wenn er lieber den segnenden Christus von Thorwaldsen als den ans Marterholz geschlagnen auf seinen Hausaltar stellt. Und doch ist nie etwas Größeres in der Geschichte erschienen als der am Kreuz erhöhte Jesus. Während er von wahnsinnigen Schmerzen gefoltert wird und unter sengender Mittagshitze verschmachtet, spricht er: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! — und: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Es ist die Wirklichkeit zu dem Worte: Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, dennoch bleibe ich stets an dir. Hier ist es gezeigt und bewiesen, daß dies dennoch möglich ist, daß wir die Gemeinschaft mit Gott festhalten können, wenn auch unser ganzes Lebenswerk zusammenbricht, wenn die gräßlichsten Schmerzen uns durchzucken und alle Menschen uns verlassen. Freilich, nur wer einmal wirkliches Leid durchzumachen gehabt hat, weiß, was für ein Trost in diesem Bilde beschlossen ist. Es gehört mit zum „Segen des Unglücks," daß ein Leidtragender beten kann aus Herzensgrund:

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meiner Not,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deinem Kreuzestod!

O C

Verschiedenes

Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen. Von Missionsdirektor a. D. G. Burkhardt. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1899. Etwa 3 Mk.

Es ist die Arbeit eines vorwiegend religiös gerichteten Denkers, der über eine reiche Erfahrung auf dem Gebiete des Seelenlebens verfügt. Mit dieser Erfahrung und mit einem liebevollen, andächtigen Gemüt ist er an die Erzählungen von der Auferstehung Jesu und von seinen Erscheinungen herangetreten und zeigt in frischer natürlicher Sprache, welche Fülle von erbauender Kraft zur Stärkung des Glaubens und zur Befestigung des Wandels darin liegt. Wir finden da manche feine Bemerkungen, z. B. über den Mangel an Freundschaftsbündnissen in unsern Tagen, über den Pessimismus, über Deutschtum und Christentum, über die nationalen Bestrebungen der Neuzeit, über die moderne Frauenfrage. Dies und manches Andre wird in meist ungesuchter, oft in recht sinniger Weise an die Worte der neutestamentlichen Texte angeschlossen.

Mit diesem erbaulichen Zweck verbindet der Verfasser noch einen andern. Er will den denkenden Bibellesern, die etwa durch die moderne Kritik der Auferstehungsgeschichte in Bedrängnisse geraten sind, festen Halt und Gewißheit verschaffen. Aus diesem Grunde läßt er jeder seiner Betrachtungen eine beschreibende und untersuchende Darstellung vorangehen, in der je eine evangelische Perikope auf ihre geschichtliche Vorstellbarkeit geprüft und mit den andern zu einem harmonischen Gesamtbilde vereinigt wird. Außerdem werden dem ganzen Werke „grundlegende Erörterungen" über die Quellen der Auferstehungsgeschichte und die Vorstellbarkeit der Auferstehung und der Erscheinungen vorausgeschickt. Man kann sich fragen, ob die Verbindung der beiden Aufgaben ein glücklicher Gedanke war und ob die Ausführungen der einen Art in ihrer Wirkung durch die andern nicht durchkreuzt werden. Der Herr Verfasser verwahrt sich zwar dagegen, ein wissenschaftliches Buch vorzulegen; er hat aber doch die richtige Empfindung, daß an seine geschichtlichen Ausführungen, wenn sie stichhaltig sein sollen, der wissenschaftliche Maßstab angelegt werden muß, und so redet er auch von seinen „wissenschaftlichen" Gründen und Erörterungen. Sie bewegen sich freilich meist in den Geleisen der hergebrachten Apologetik, und wo Versuche mehr persönlicher Art gemacht werden, tragen sie doch den gleichen geistigen Stempel. Nicht Widersprüche, nur Unebenheiten seien in den evangelischen Auferstehungsgeschichten zu konstatiren. Die Verschiedenheit sei nicht größer als in andern Erzählungen der Evangelien, deren Geschichtlichkeit darum doch nicht angefochten werden könne. Es wird ausdrücklich betont, daß am Zustandekommen der Bibelterte schwache und sündige Menschen mitbeteiligt waren. Schwerlich dürfte aber der Verfasser alle Konsequenzen, die sich notwendig aus dieser Einsicht ergeben, gezogen haben.

Es ist charakteristisch für seine ganze Betrachtungsweise, daß er so gern bei der Schilderung der Absichten und Gedanken des Auferstandnen einerseits und der Gemütszustände der Jünger und der Frauen andrerseits verweilt. In dieser religiösen Psychologie, wo der ausmalenden Phantasie des Schriftstellers ein großer Spielraum gelassen wird, bekundet er eine nicht geringe Meisterschaft. Die andre Art der exakten psychologischen Forschung, die in gewissen theologischen Schulen mit Vorliebe geübt wird und zu ermitteln sucht, inwiefern die Seelenstimmungen der Jünger auf ihren Körper und ihr sinnliches Wahrnehmungsvermögen zurückwirkten, geht bei den Voraussetzungen des Verfassers leer aus. Die Beschränkung der Auferstehung auf Visionen lehnt er ab. „Es ist viel mehr als ein Gesicht." Die Auferstehung ist aber auch nicht eine Wiederbelebung des Leichnams. Die Erscheinungen Jesu, die objektive Wirklichkeiten darstellen, bekunden, daß er lebt. Das Wie des Geschehens bleibt schlechthin unerkennbar. An vielen Stellen wird mit großem Nachdruck die Schwierigkeit betont, über die jenseitigen Dinge irgendwelche Aussagen zu machen und darum auch die Vorgänge bei der Auferstehung begreifen zu wollen. Diese nüchterne Selbstbeschränkung des Schriftstellers, die der Wärme seiner religiösen Begeisterung für die in der Thatsache der Auferstehung liegenden Heilswahrheiten keineswegs Eintrag thut, ist sehr lobenswert und wenn er auch selbst der Versuchung nicht immer widerstanden hat, über die von ihm gezogne Grenzlinie hinauszugehn, so bleibt er sich doch auch hier des durchaus subjektiven und unvollkommnen Charakters seiner Ausführungen bewußt. Ob man mit seinen Erklärungsversuchen übereinstimme oder nicht, Jedermann wird für sein inneres Leben Stärkung und Belehrung aus diesem Buche schöpfen. Es kommt, da die Ostertage bevorstehen, zur rechten Zeit, um an der Hand und im Lichte der Auferstehungsberichte zu zeigen, wie wir nach dem Auferstandnen suchen sollen, welche Wahnvorstellungen uns am Glauben hindern, wie die unterschiedlichen Lebensführungen dem göttlichen Liebeswillen entstammen, kurz welcher Schatz von Erbauung auch in diesen oft verkannten Stücken der Evangelienlitteratur verborgen liegt. Möge es in Familie und Kirche vielen Segen stiften. Baldensperger

Evangelische Arbeit wider Rom. Man schreibt uns: Wer „die neueste katholische Bewegung zur Befreiung vom Papsttum" verfolgt und etwa die Schriften von Pfarrer Bräunlich darüber liest,*) der wird sich der Empfindung nicht erwehren können, wie gut es für den Protestantismus wäre, wenn er eine Kerntruppe von jüngern und ältern Theologen oder überhaupt Evangelischen besäße, die, nach Art des Paulus im stande, sich den Lebensunterhalt durch Ausübung einer weltlichen Beschäftigung, wenn auch nur notdürftig, zu verdienen, auf die schwersten Posten im Kampf wider den Katholizismus sich stellen würden. Eine derartige Erneuerung alter heldenhafter Beispiele (z. B. der Hugenottenpfarrer) würde die leidige Geld- und Unterstützungsfrage weniger peinlich machen und könnte in ihrem reinen, idealen Streben nicht ohne nachhaltigen Eindruck bleiben. Hier ist ein gegebnes Arbeitsfeld für ein „außerordentliches Thun," wie es in der Broschüre: Protestantisches Mönchtum (Stuttgart, Geiger 1898, 40 Pfge.; vgl. Chr. W. 1898, Nr. 45.) verlangt wird. Wäre nicht auf solchem Wege ein erfolgreiches Weiterkämpfen möglich, trotz aller von Staat und Kirche erhobnen Schwierigkeiten?

Der Gedanke eines protestantischen Mönchtums, eines Lebens der „Minderbrüder" fordert eine gewaltige Entsagungskraft gegenüber dem Erlaubten. Ist es nicht so, daß jene austretenden französischen Priester oder wenigstens ihre Führer von ihrer neugewonnenen Freiheit, z. B. gegenüber der Ehe, keinen bessern Gebrauch machen könnten, als indem sie freiwillig wieder darauf verzichten, um alle, oft so böswillige Verleumdung abzuschneiden? Möchten doch diese Männer, wenn irgend möglich, nach erhaltener Unterweisung im Evangelium, wieder in ihre Gemeinden zurückkehren, um dort, mit allerlei, wenn auch niedriger Arbeit ihr Leben fristend, vom unverfälschten Heil in Christo lebendige Zeugen zu werden. Es ist bekannt, daß die katholische Kirche in den Orden dem asketischen Element des Christentums eine kirchlich geregelte Stellung angewiesen hat. Auf die Entsagungskraft, die das Evangelium in jedem Christen entbindet, dürfen und können wir auch in ihren außerordentlichen Leistungen nicht verzichten, am allerwenigsten in Zeiten den Kampfes und der religiösen Bewegung. Das dürfte gerade die Gegenwart lehren.

Die Rede des Abgeordneten Paasche im Reichstag. Am 3. März hielt Professor Paasche bei der Beratung des „Etats für die Verwaltung des Reichsheers" eine Rede, worin er die Verrohung der Jugend auf die Untergrabung der Religion durch die Sozialdemokratie zurückführte. Die Rede und ihre Aufnahme in der kirchlichen Presse machte auf uns einen peinlichen Eindruck. Nun liegt sie im stenographischen Wortlaut vor uns, und der Eindruck ist kein andrer. Zwar von dem „Glauben an die seligmachende Kirche" hat der Herr

*) Deutsches Glaubenstum, ein Gruß an die Ostmarkdeutschen. Leipzig, C. Braun. 10 Pfge. 102. Tausend. — Die neueste katholische Bewegung. Ein thüringer Gruß an die Ostmark. Zweite, vermehrte Auflage. Mühlhausen i. Thür. Th. Pecena. 56 S. 50 Pfge.

Abgeordnete entweder nicht gesprochen, oder er hat bei der Durchsicht des Stenogramms dafür eingesetzt: „Glauben an die beseligende Kraft der Kirche." Aber an den Worten liegt ja überhaupt der Anstoß nicht — hätte sie nur ein Andrer gesagt! Wären sie von einer andern Partei gekommen! Der nächstfolgende Redner, Gröber vom Zentrum, ließ sich die vorzügliche Gelegenheit, diese nationalliberale Bekehrung zu beleuchten, natürlich nicht entgehen. Noch ist Herr von Bennigsen die Antwort schuldig auf den offnen Brief, den einst Gewerbekammersekretär Nagel, sein politischer Freund, an ihn gerichtet hat, worin er die kalte Gleichgiltigkeit der nationalliberalen Partei in Sachen der Religion beklagte — nicht einmal privatim hat Nagel, sonst wahrlich kein verachteter Mann, auf diesen Appell je eine Quittung bekommen. Und von Professor Paasche ist in seinem Leben keinerlei kirchliches oder religiöses Interesse bisher zu Tage getreten. Wenn nun solche Männer sich für die Religion ereifern nach der Losung: „Dem Volke muß die Religon erhalten werden," so fehlt ihnen dazu die moralische Berechtigung, die der alte Kaiser Wilhelm hatte, weil er persönlich ein frommer Christ war. Die nationalliberalen Parteigenossen des Professors Paasche haben inzwischen dafür gesorgt, daß man seine Rede nicht mehr für den Ausdruck der Parteimeinung halten kann; für den Ausdruck persönlichen Eifers kann man sie leider auch nicht nehmen. Was also bleibt übrig? Die Rede bleibt ein Dokument der in gebildeten und hohen Kreisen weitverbreiteten Stimmung, daß dem Volke Religion notthut, während man selber darauf zu verzichten in der angenehmen Lage ist. Einen verabscheuenswerteren Standpunkt aber giebt es in Religionssachen für die evangelischen Christen nicht.

Wenn auf kirchlicher Seite vielfach anders empfunden worden ist, so halten wir das für eine Verirrung. Teils wird den Anwandlungen von Kirchenfreundlichkeit, denen man unverhofft begegnet, zu großer Wert beigelegt. Teils hofft man solche Aeußerungen und Stimmungen politisch zu verwerten: mit derlei Leuten lassen sich ja immerhin Gesetze machen. Wir werden uns nicht abhalten lassen, in religiösen Sachen vor allen Dingen auf Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zu dringen. Alles Andre hat keinen Wert. Die obern Zehntausend werden nur in dem Maße dem Volke die Religion erhalten helfen, als sie selbst persönlich Gotte geben, was Gottes ist. R

Die internationale Adressen-Verlagsanstalt C. Herm. Serbe in Leipzig versendet an die Pfarrämter ohne Unterschied der Konfession ihr Adressenangebot. Denn „jede Kirchengemeinde, der es an nötigen Mitteln . . . . fehlt, veranstaltet Kollekten unter wohlhabenden Leuten, Honoratioren, der Haute volée (!) und Haute finance (!) ihres Landes und ihrer Provinz." Die Firma versichert, und man darf es glauben: „manches günstige Resulut wurde mit unsern sauber geschriebnen Klebeadressen, welchen die richtige Titulatur beigefügt ist (!), schon erzielt." Es sind zu haben 25000 Adressen adliger Herrschaften in Deutschland (für 120 Mk.), 41400 Adressen „wohlhabender und feinster Damen in Deutschland" (250 Mk.), 6000 desgl. in Oesterreich-Ungarn (50 Mk.), 4500 von „Freifrauen, Baronessen, Gräfinnen und Fürstinnen" in Deutschland (35 Mk.), 2800 von Damen des katholischen Adels in Deutschland (35 Mk.), 23400 von deutschen Aerzten (100 Mk.), 45800 von deutschen Rentiers (280 Mk.), 15000 von evangelischen Pfarrämtern im Reich (60 Mk.), 890 desgl. in der Schweiz (12 Mk.), 360 desgl. in Oesterreich-Ungarn (6 Mk.), 12100 Adressen von katholischen Pfarrämtern im Reich, 11400 desgl. in Oesterreich, 5900 in Ungarn, 13450 in Spanien, 20400 in Italien, 2680 in England u. s. w., 25200 Adressen von katholischen, 50700 von evangelischen Volksschullehrern im Reich (ohne Trennung der Konfession „viel billiger"), 710 von Frauenklöstern in Deutschland, 730 desgl. in Oesterreich-Ungarn, 25 desgl. in den Niederlanden, 125 von Männerklöstern in Deutschland, 700 desgl. in Oesterreich-Ungarn, 20 desgl. in den Niederlanden, 13200 von Bierbrauereien in Deutschland und entsprechend viele für andre Länder. „Ferner sofort lieferbar: gut situirte Bürgersfamilien, an die Frau gerichtet (!), Offiziersdamen in ganz Europa, Queensland, Nordamerika, Indien und Japan, letztere in japanischer Schrift ausgeführt." So weit das übrigens noch nach Ländern und Provinzen spezialisirte Angebot der Zuschrift an die Pfarrämter; einen kompletten Katalog der über sechs Millionen vorrätigen Adressen wollen näher Interessirte von der Verlagshandlung verlangen.

Weshalb machen wir diese Mitteilung? Nun einige von den Angaben sind an sich interessant. Ferner mag manchem Leser ein Gefalle geschehn, wenn er erfährt, wohin er sich im Bedarfsfalle zu wenden hat. Endlich aber: welch ein Betrieb moderner Liebesthätigkeit, oder sagen wir besser: Bettelei! Welche Verflachung des Bittens, Gebens und Nehmens setzt die pfarramtliche Zuschrift voraus! Jene Sammlung feinster, wohlhabender, gutsituirter adliger und bürgerlicher Damenadressen! Kostbar auch das Auftreten der Bierbrauereien in diesem Zusammenhang, die offenbar das Anzapfen besonders lohnen! Und nun bedenke man einmal ein wenig, was eine Kollekte im Sinne Christi und zur Bethätigung christlicher Handreichung eigentlich ein soll!

Die mildthätigen Herzen sollten andre Weisen vorziehn, Gutes zu thun. Mehr Wert und Bürgschaft als solche Bittschreiben mit Klebeadressen haben gewiß die Aufrufe, die von den ernstern und gewissenhaften Zeitungen veröffentlicht werden. Wir haben schon manche Gabe dankbar vermitteln können, aber oft wundert es uns doch, daß der Wiederhall, den unsre Bitten im Leserkreise finden, nicht ein viel lebhafterer ist. Wer denkt noch an unser „notwendiges Liebeswerk"? Sollen wir auch mal Klebebriefe schicken? Es ist wahr, die Anforderungen sind groß an jeden, der für fremde Nöte ein Herz hat, aber wir haben noch lange kein Recht, zum Geben und Opfern müde zu werden.

Vor allem aber bitten wir heute wiederholt, für die Evangelischen in Oesterreich zu sammeln. Es müssen mehr als 360 Pfarrämter dort werden, wenn die evangelische Kirche den über kurz oder lang an sie herantretenden Aufgaben gewachsen sein soll. R

Nach Kiautschou möchte der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein möglichst bald einen weitern Missionar aussenden, sodaß dann vier Theologen dort in seinem Auftrage arbeiten werden. Nähere Auskunft erteilt Prediger Dr. Arndt, Berlin C, Friedrichsgracht 53. Es darf unter unsern jungen Theologen nicht an Männern fehlen, die sich fromm und freudig solchem Dienste stellen. Trotz und wegen des „auf Lebenszeit." R

Quittung

Für Armenien: 20 Mk. aus der Gemeinde Kiebitzreihe bei Siethwende in Holstein; 16,55 von Schw. A, Ravensburg; 13 von H R, Hamburg; 10 von Sch, Ludwigslust i. M.; je 5 aus der Gemeinde Kiebitzreihe; von K, Limlingerode; je 3 von einer Näherin in Ravensburg durch Ueberstundenarbeit; von Sch, Schielo; 2 von X in O; 1,50 von v. U in Hoya.

Für die deutschen Evangelischen in Oesterreich: 20 Mk. von Pf. v. S in P.

Für die Hungersnot in Deutsch-Ostafrika (siehe Steine statt Brot in Nr. 10): 5 Mk. von Sch, Ludwigslust i. M.

Herzlichen Dank! D H

Probenummer

Wir bitten, diese Nummer als Probenummer zu verlangen und zu versenden. Auch Nr. 11 und 13 stehen zu diesem Zweck zur Verfügung.

Nummern gesucht

Die ersten Nummern dieses Jahrgangs sind durch unerwartet viele Nachbestellungen am Ausgehen. Wir bitten dringend, irgend entbehrliche Exemplare von Nr. 1—6, auch ungebrauchte Probe- und Werbeexemplare Leipzig, Querstr. 21, einzusenden. Besonders ist Nr. 2 erwünscht.

Verlag der Christlichen Welt

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 11. Römische Kirche: Die Unterwerfung von Professor Schell; Zur österreichischen antirömischen Bewegung; Von der französischen Evasionsbewegung — Verschiedenes

Evangelische Konferenz in Schlesien

Jahres-Versammlung in Hirschberg
(im Preußischen Hofe)

Dienstag, den 25. April 10 Uhr vormittags

1. Biblische Ansprache: Herr Pastor Dr. Menzel, Breslau.
2. Referat des Herrn Pastor Greiner, Zülz o.-S.: Julius Kaftans Dogmatik und ihr Verhältnis zu den Hauptrichtungen der gegenwärtigen Theologie.
3. Geschäftliches.

Alle Mitglieder und Freunde unsrer Sache sind herzlich eingeladen mit dem Hinweis, daß am 23. und 24. April die Generalversammlung des schlesischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes in Hirschberg stattfindet, bei der unter anderm ein Vortrag des Herrn Professor D. Nippold aus Jena am 24. April abends 8 Uhr im Konzerthause gehalten werden soll.

Der Vorstand

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M.: Dienstag, den 4. April, nachmittags 2,30: Oberursel. — Montag, den 10. April, nachmittags 4, Rosenau, Reuterweg 8: Aus der Geschichte der Christlichen Welt.

Magdeburg: Erste Vierteljahrsversammlung, Donnerstag, den 6. April, nachmittags 3, Hasselbachstraße: Professor D. Bornemann aus Basel über Evangelisation unter den Entkirchlichten (vgl. die betr. Schrift von Johannes Müller). Auch Damen sind willkommen.

Zu meinem jüngsten 13jährigen Sohne, welcher Ostern in die Obertertia eines hiesigen Gymnasiums kommt, wünsche ich einen gleichalterigen Genossen zur Erziehung in mein Haus zu nehmen. Näheres auf Offerten.
Pfarrer **Teichmann**, Frankfurt a. Main.

In einem **Leipziger Pfarrhause** finden zu Ostern 1 oder 2 Pensionäre (Schüler) Aufnahme. — Auskunft erteilt und Anerbietungen **vermittelt** Pfarrer D. Buchwald, Leipzig.

Pensionat Dietz, Biebrich a. Rhein für Töchter besserer Stände. Ausbildung in wissenschaftlicher wie wirtschaftlicher Beziehung.

Bezüglich der Anstalt, welche unter Leitung von Fräulein Franziska Dietz, Tochter des † Herrn Kirchenrat Dietz steht, sind Herr Pfarrer Dr. Gerbert und Herr Pfarrer Genth zu Biebrich gern zu jeder Auskunft erbötig.

Evangelische Männer, welche über die politischen und sozialen Zeitfragen knapp und verständlich schreiben können, wollen ihre Adresse einsenden an
Pastor **Warneke**, Helmstedt.

Konfirmations-Geschenk

Im Garten Gottes

v. Senior D. Dr. **Bärwinkel.**

Inhalt: 1. Ueber den religiösen Wert von Fritz Reuters „Ut min Stromtid." 2. Emanuel Geibel, ein Prophet des deutschen Volkes. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben." 4. Winfried Bonifacius u. Gustav Freytags „Ingraban." 5. Carl Gerok, ein Prediger und Dichter von Gottes Gnaden. 6. Die Matthäus-Passion von Joh. Seb. Bach und das Oberammergauer Passionsspiel. 7. Gustav Adolf in der Geschichte und im Devrientschen Volksschauspiel.

Geheftet 3 Mk. Gebunden 4 Mk.

Carl Villaret, Erfurt.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.

Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.

Fabrik W. Emmer, Berlin, Seydelstrasse 20.

☛ Die Herren Leser haben Ausnahmepreise.

☛ **Neu!** ☚

Konzert-Trompete

gesetzlich geschützt unter Nr. 49 987.

Vorzügliches Instrument für Nichtmusiker zum Blasen aller erdenklich. Melodien, Lieder, Signale, Märsche, Tänze geeignet u. aus best. Messing konstruirt. **Keine Notenkenntnis erforderlich und ohne Unterricht sofort von Jedermann zu blasen. Voller Klang schon bei ganz geringem Blasen.** Für Erwachsene u. Kinder gleich amüsant.

Preis mit 4 Ventilen	. . . .	M. 4.50
„ „ 8 „	. . . .	„ 6.—
„ „ 12 „	. . . .	„ 9.—

(fein vernickelt per Stück 50 Pfg. mehr) inkl. Liederbuch. Die Preise sind so niedrig gestellt, damit Jedermann einen Versuch machen kann, der unzweifelhaft zur Verbreitung und Nachbestellung führen wird. Versand gegen Nachnahme von

Carl Schürmann

Musikwerke

Haspe in Westfalen.

Lippstadt Realgymnasium

und Realschule. Reformanstalt mit französischem Anfangsunterricht. 200 Schüler. — Gute Pensionen. — Mildes Klima. — Aufnahme am 12. April. Zu jeder Auskunft bereit Direktor **Boersche.**

Taunus-Institut

Töchter-Pensionat mit höherer Töchterschule zu Königstein i. Taunus

Das in dem schönsten Teile des Taunus gelegene staatlich konzessionierte Institut gewährt den in der Entwickelung begriffenen Kindern einen durchaus gesunden Aufenthalt.

Dasselbe nimmt Mädchen vom 9. Jahre an auf und bietet neben entsprechender körperlicher Pflege den vollständigen Unterricht einer höheren Töchterschule.

Das Schuljahr beginnt Montag, den 17. April. Anmeldungen sind an den evangelischen Pfarrer Bender zu Königstein i. Taunus zu richten, der zu jeder näheren Auskunft bereit ist. **Das Kuratorium**

Aelteste deutsche Schaumwein-Kellerei. Gegründet 1826.

Kessler Cabinet

feinster Sect.

G. C. Kessler & Co., Kgl. Hoflieferanten. Esslingen.

Im Verlage von
Otto Janke in **Berlin** SW., Anhaltstr. 11
sind folgende Romane von **Golo Raimund** erschienen:

Gebrüder Spalding	M. 1,—	Bürgerlich Blut	M. 1,50
Kein Vertrauen	„ 1,—	Ein Familienschmuck	„ 1,50
Ein deutsches Weib	„ 1,—	Ein neues Geschlecht	„ 1,50
Gesucht und gefunden	„ 1,—	Mein ist die Rache	„ 2,—
Liebesfreud u. Liebesleid	„ 1,—	Schloß Elkrath	„ 2,—
Bauernleben	„ 1,—	Zwei Menschenalter	„ 2,—
Ein hartes Herz	„ 1,50	Zweimal vermählt	„ 2,—
Zwei Bräute	„ 1,50	Verwaist	„ 2,—
		Von Hand zu Hand	„ 2,—

Die Erzählungen und Romane von Golo Raimund sind durchweg flott und spannend geschrieben. Ausgezeichnet durch Sittenreinheit und Gemütstiefe, dabei frei von jeder Pedanterie, haben diese Werke einen erzieherischen Wert und können ganz besonders als Familienlektüre empfohlen werden.

Jeder Vater sorgt für seine Söhne am **zweckmäßigsten, wenn er sie in frühester Jugend bei unserer Gesellschaft in die Militairdienst-Versicherung einkauft.**

Jede Mutter soll dafür Sorge tragen, daß ihre **Töchter bei unserer Gesellschaft in die Aussteuer-Versicherung eingekauft werden.**

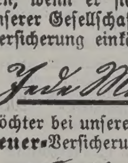
Jeder ist im Alter von Sorge und Noth befreit, wenn er sich ein **Kapital** oder eine **Rente** gesichert hat.

Man wende sich an die
Hamburger Militairdienst-, Aussteuer- u. Alters-Versicherungs-Gesellschaft in Hamburg.

In den ersten beiden Monaten dieses Jahres liefen Anträge ein über Mark 2,290,000. — Versicherungskapital und erhöhte sich dadurch die seit Bestehen der Gesellschaft zu verzeichnende Antragssumme auf über $54^1/_4$ Millionen Mark. Die Dividende beträgt bekanntlich z. Zt. für die betr. Militärdienst-Versicherungen 10%, für die betr. Aussteuer- u. Alters-Kapital-Vers. 14% der Jahresprämie. Analog der Dividende für letztere Versicherungsarten fließen 14% der betr. Jahresprämie in den Dividendenfonds der Altersrentenversicherung.

Gebr. Stoffregen, Hannover im evangelischen Vereinshause empfehlen alle Arten **Paramente u. Kirchengeräte** Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner: **Talare, Baretts und Bäffchen** Ill. Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung.

Für Volksbibliotheken vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von **Alexander Köhler** in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.



Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck

von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24.

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, Altargemälde etc.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche etc.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend Mk. 1.50. — **Ornate.**

Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Zur Konfirmation.

Im Verlag von **Georg Reimer** in Berlin erschien vor kurzem:

Ernst Moritz Arndt,

ein Lebensbild in Briefen

nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von

Heinrich Meisner und **Robert Geerds.**

Preis Mk. 7.—, in Halbfranz gebunden Mk. 8.75.

Aus den vielen Urteilen der Presse:

Vossische Zeitung vom 16. Dezember 1898. .... Wir wollen Arndts Briefen die weiteste Verbreitung — namentlich auch in der deutschen Jugend — wünschen, damit das Bild des alten braven Ernst Moritz nicht untergehe im Gedächtnis seiner lieben Deutschen.

Kölnische Zeitung vom 12. März 1899. .... ein Lebensbild von unmittelbarster Treue und Wahrheit. Wir begleiten in diesen Briefen Arndt von seinem 16. Lebensjahre an bis zu den letzten Wochen vor seinem 90. Geburtstage, überblicken Leben und Thaten dieses eigenartigen Mannes und blicken tief ins Innerste dieses herrlichen deutschen Charakters.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte à 32 Seiten

in vornehmer Ausstattung. Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Welch eine Fülle von Urteil und Kunstsinn, welch ein vortreffliches und umfassendes Bild des schöngeistigen Lebens eines ganzen Jahres, und das Ganze für einen wahrhaft lächerlichen Preis! **Tägl. Rundschau, Berlin.**

Ein herrliches Stück Arbeit hat das Blatt in seinem ersten Jahrzehnt geleistet, ein Stück Arbeit, das der Geschichtsschreiber unseres deutschen Kunst- und Geisteslebens warm zu würdigen hat.
Deutsche Tageszeitung, Berlin.

„In der That wiegt der einzige Kunstwart mehr wie der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunstzeitschriften."
Univ.-Prof. Max Koch, Breslau.

„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: Der Kunstwart."
Deutsche Zeitung, Wien.

Abonnementspreis M. 2.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften

aus dem

Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte.

Bernoulli, C. A., Das Konzil von Nicäa. M. —.80.
Bertholet, A., Der Verfassungsentwurf des Hesekiel in seiner religionsgeschichtlichen Bedeutung. M. —.80.
Duhm, B., Das Geheimnis in der Religion. M. —.60.
Duhm, B., Die Entstehung des Alten Testaments. M. —.60.
Fries, S. A., Moderne Darstellungen der Geschichte Israels. M. —.60.
Krüger, G., Die Entstehung des Neuen Testaments. M. —.60.
Löhr, M., Der Missionsgedanke im Alten Testament. Ein Beitrag zur alttestamentlichen Religionsgeschichte. M. —.80.
Martensen Larsen, H., Jesus und die Religionsgeschichte. M. —.60.
Meyer, A., Die moderne Forschung über die Geschichte des Urchristentums. M. 1.20.
Michelet, S., Israels Propheten als Träger der Offenbarung. M. —.60.
Sabatier, A., Die Religion und die moderne Kultur. M. —.80.
Saussaye, P. D., Chantepie de la, Die vergleichende Religionsforschung und der religiöse Glaube. M. —.60.
Soederblom, N., Die Religion und die soziale Entwickelung. M. 1.60.
Wernle, P., Paulus als Heidenmissionar. **1899.** M. —.75.
Wildeboer, G., Jahvedienst und Volksreligion in Israel in ihrem gegenseitigen Verhältnis **1899.** M. —.80.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

W. Robertson Smith

Die Religion der Semiten

Autorisierte deutsche Uebersetzung aus dem Englischen

nach der zweiten Auflage der

„Lectures on the Religion of the Semites"

von

Dr. R. Stübe.

Mit 12 Abbildungen, einem Vorwort von Professor D. **E. Kautzsch** und einem Anhang.

Erste und **zweite Lieferung.** Gross 8. 1899.

Vollständig in ca. 8 Lieferungen à M. 1.—.

Prof. Dr. O. Pfleiderer schreibt über das Werk in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1899, Nr. 1: „Diese Uebersetzung ist als ein sehr verdienstliches und zeitgemässes Unternehmen zu begrüssen. Das Werk war alsbald nach seinem Erscheinen in England und Deutschland als eine ausgezeichnete, in mancher Hinsicht epochemachende Leistung auf dem Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft anerkannt worden. Neben der gründlichsten und ausgebreitetsten Kenntnis des Stoffes ist es besonders die geniale Methode der Forschung, die diesem Werk seine hervorragende Bedeutung giebt. Schon die erste Lieferung lässt ersehen, wie viel die Historiker, Ethnologen, Philosophen und Theologen aus dem trefflichen Werke lernen können. Die Uebersetzung ist gut und fliessend, und ein besonderes Verdienst hat sich der Uebersetzer noch dadurch erworben, dass er die Citate in den Anmerkungen noch vermehrt und teilweise durch kurze Inhaltsangaben verständlicher gemacht hat. Auch der Verlagshandlung gebührt Dank dafür, dass sie im Interesse der weiten Verbreitung des klassischen Werkes den Preis der deutschen Ausgabe verhältnismässig niedrig angesetzt hat."

„Deutsches Wochenblatt":

Zeitschrift für nationale Politik, für Kunst und Wissenschaft.

Herausgeber: **Heinrich Rippler** und **Carl Busse.**

Verleger: **Wilhelm Süsserott**
Berlin W. 57
Dennewitz-Straße 32.

Pro Quartal Mk. 3.—. Einzel-Nr. 40 Pf.

Postzeitungs-Preisliste Nr. 2079.

Inhalt

aus einigen Nummern seit 1. Januar 1899:

Zur Wiedergewinnung der Nordmark (Jacobsen-Scherrebeck)
Patriotismus der Masse (Fr. Naumann)
Deutsche Katholiken in der Provinz Posen (Justizrat Halbe)
Emil Frommel (Theodor Kappstein)
Ungedruckte Tagebuchblätter von Joseph Viktor von Scheffel
Krieg und Humanität (A. v. Boguslawski, Gen.-Lt. z. D.)
Land- und Stadtwohnungen (Prof. Pauli, Mitgl. d. Reichstags)
Deutsch-vatikanische Beziehungen (Emil Mauerhof-Rom)
Aus Tolstois Leben (Ad. Flachs)
Gemaßregelte Professoren (Dr. E. Daniels-Berlin)
Zur Förderung der Blumenpflege (Prof. A. Lichtwark)
Die nordschleswigsche Angelegenheit und der Fall Delbrück (Prof. Dr. Fr. Paulsen-Berlin)

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von Wilhelm Engelmann, Leipzig und Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.